



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1873

1. Kap. Die jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen

urn:nbn:de:hbz:466:1-11974

Erstes Kapitel.

Die jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen.

I. Die jesuitischen Missionen in Asien.

Der Sage nach war es der Apostel Thomas, der das Christenthum in Indien zuerst verbreitete; nach Andern jedoch gebührt diese Ehre einem reichen Kaufmann mit Namen *May Thomas*, der im 6. Jahrhundert, zur Zeit des großen Kaisers *Ceram Perumal*, des Gründers von Calicut, lebte und durch seine vielen Handelsreisen, die er bis Constantinopel hin ausdehnte, mit den Lehren Jesu Christi bekannt wurde. Sei dem nun wie ihm wolle — so viel ist sicher, daß die Portugiesen, als sie unter dem berühmten *Alfonso de Albuquerque*, ihrem größten Seehelden und langjährigen Vicekönig von Indien, ganz Malabar mit Goa, Ceylon, Malakka und den Sundainseln eroberten — den Weg nach Asien, um das Cap der guten Hoffnung herum, hatten sie bekanntlich schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika unter der Führung *Vasco de Gama's* gefunden —, daselbst bereits Christen vorfanden, obwohl allerdings keine Christen „nach römisch-katholischem Zuschnitt des 15. Jahrhunderts.“ Im Gegentheil muß in ihrem Glauben wie in ihren Gebräuchen viel „Heidnisches“ mitunter gelaufen sein, denn die damals wie jetzt sehr gut katholischen Beherrscher Portugals nahmen einen starken Anstoß an „dieser“ Sorte von Christenthum und schickten Franziskanermönche nach Goa, um von hier aus — Goa war der Mittelpunkt und die Hauptstadt all' ihrer weitläufigen Besitzungen in Ostindien —

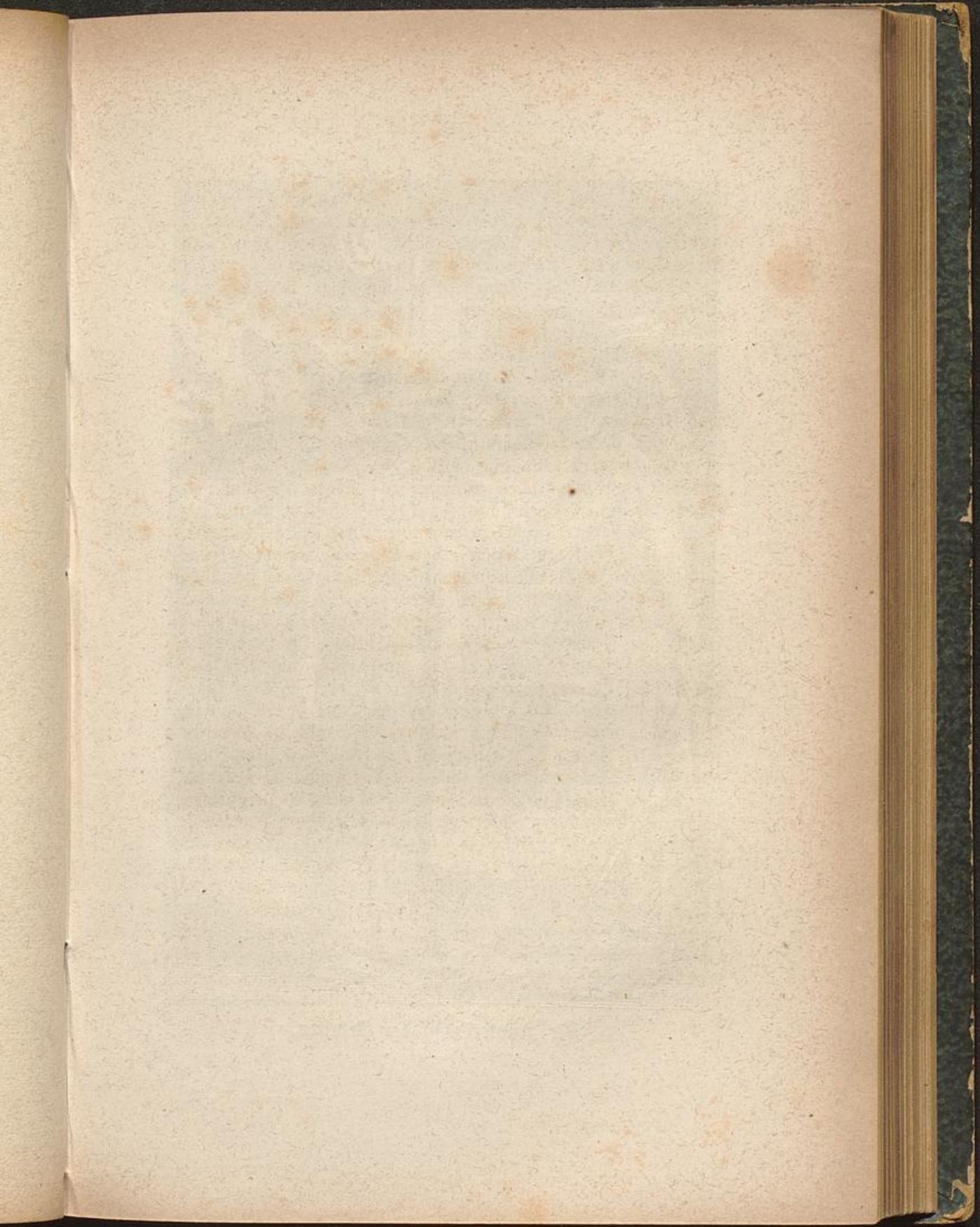
das „rechte“, d. i. das römisch-katholische Glaubenssystem zu verbreiten. Zu derartigen Geschäften haben übrigens die Franziskaner von jeher nur sehr wenig gepaßt und auch diesmal bewiesen sie auf's eklatanteste, daß „das Belehren“ oder „die Mission unter den Heiden“, wie man sich auszudrücken beliebte, keineswegs ihre starke Seite sei, obwohl die Statthalter und Vicekönige von Indien ihnen die Bayonnete ihrer militärischen Macht ganz und gar zur Disposition stellten. Ihre Fortschritte waren also gering und außer in Goa selbst, allwo ein Bisthum errichtet wurde, wollte der katholische Glaube nirgends einen gedeihlichen Grund und Boden fassen. Vielmehr zogen es die Indier vor, Indier zu bleiben, d. h. ihren Gott nach der von ihren Vätern und Urvätern hergebrachten Weise zu verehren, und wenn auch die Wenigen, welche bereits als sogenannte Christen vorgefunden worden waren, sich sofort „auf soldatisches Zureden“ in päpstliche Katholiken verwandelten, so zeigte sich die große Masse der Brahma- und Wischnu-Anbeter um so halsstarriger.

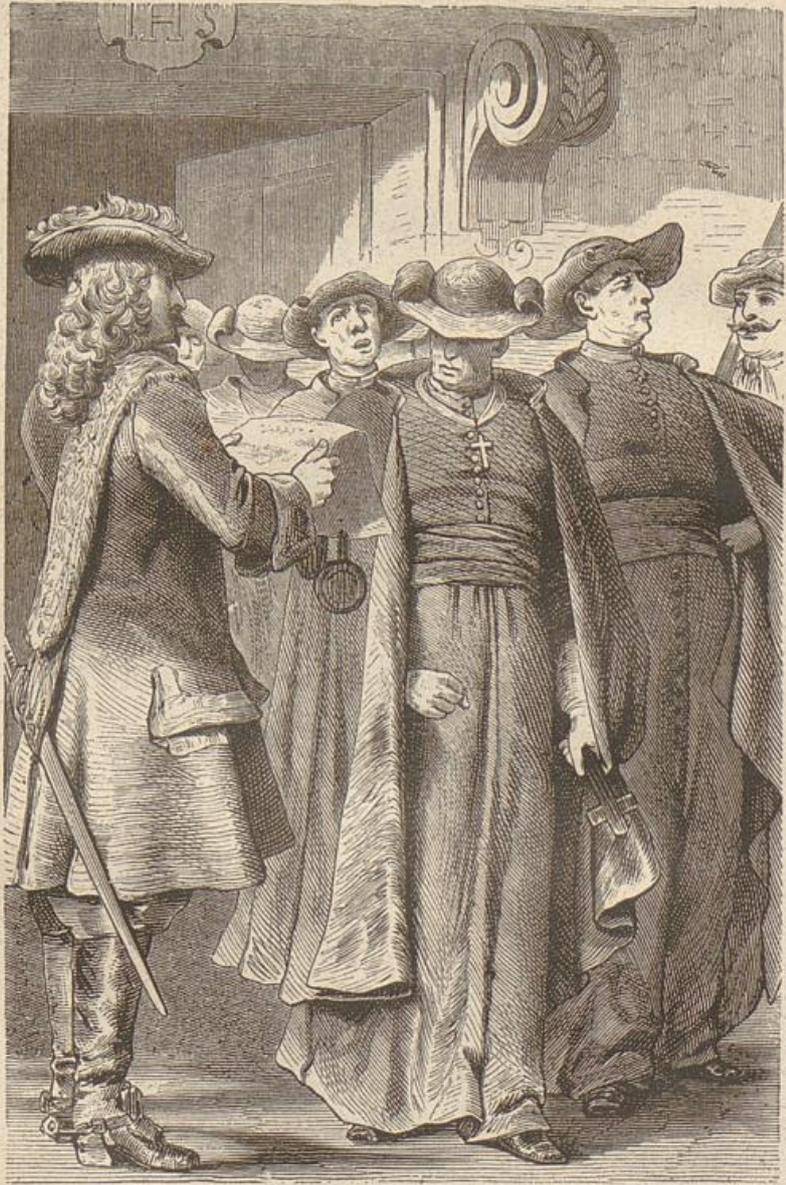
Dieser Zustand der Dinge wollte nun den Königen von Portugal ganz und gar nicht gefallen, und namentlich nahm Johann III., der von 1521—1557 regierte, großen Anstoß daran, denn derselbe war nicht nur von einer fast außerordentlichen Andacht für Rom und das Papstthum durchdrungen, sondern er glaubte auch zuversichtlich, daß die Bewohner der seinem Scepter neu unterworfenen Provinzen so lange keine guten portugiesischen Unterthanen werden würden, bis sie vor demselben Kreuze niederfielen, vor welchem die Portugiesen selbst knieten. Da hörte nun besagter Johann III. von dem neuen Orden, den Ignatius von Loyola eben im Begriff war, in Rom zu stiften, von einem Orden, als dessen Hauptziel „die Belehrung der Ungläubigen“ genannt wurde, und alsbald verlangte er durch seinen in Rom befindlichen Gesandten von Loyola eine gehörige Anzahl von Missionären, um dieselben nach Indien zu schicken. Ja, er hätte es gerne gesehen, wenn der Stifter der Gesellschaft Jesu in eigener Person und begleitet von allen seinen Gefährten dahin abgegangen wäre, indem er den festen Glauben hatte, daß „die Streiter Christi für nichts anderes Sinn haben könnten, denn nur allein für die Christianisirung der sämtlichen Götzenbiener

der Welt." Damit war jedoch Loyola durchaus nicht einverstanden, und blieb nicht nur selbst in Rom, um von da aus seine Gesellschaft zu regieren, sondern erklärte auch dem portugiesischen König, daß er ihm bloß zwei seiner Gefährten, den Simon Rodriguez und den Franz Xavier abtreten könne, „da er die Andern zu anderen Zwecken brauche.“ Solches geschah im Sommer 1540, und die beiden genannten Männer machten sich sofort nach Lissabon auf den Weg, woselbst sie der Monarch äußerst zuvorkommend aufnahm. Nach Indien konnten sie übrigens nicht sogleich abgehen, weil die dahin alljährlich bestimmte Flotte bereits die Anker gelichtet hatte; allein sie hätten sehr unrecht gethan, wenn sie diesen, dem Anschein nach widerwärtigen Zwischenfall nicht aus vollem Herzen gesegnet haben würden, denn sie erwarben sich während ihres Aufenthalts in Lissabon die Gunst Johann's III. in einem solch' hohen Grade, daß derselbe sie gar nicht mehr von sich lassen wollte. Auch setzte er es wirklich durch, daß wenigstens Einer von ihnen, Rodriguez — natürlich mit der Erlaubniß Loyola's — seinen stabilen Aufenthalt in Lissabon nahm; den Franz Xavier aber, bei dem der Bekehrungseifer alle anderen Rücksichten überwog und der also durch nichts von der Reise nach Indien abzuhalten war, versah der Monarch auf's beste mit päpstlichen Breven, die er von Paul III. für ihn auswirkte, sowie mit Vollmachtsbriefen, die er selbst ausstellte. In dem einen dieser Breven erhielt Franz Xavier die Bestallung als „Nuntius apostolicus“, d. i. als Stellvertreter des Papstes für ganz Indien; in einem zweiten ward ihm das Recht zuertheilt, zur Bekehrung der Heiden alle weltliche Gewalt der portugiesischen Behörden in den asiatischen Colonien in Anspruch zu nehmen; in einem dritten Schreiben endlich empfahl ihn König Johann selbst allen hohen Häuptern, Fürsten und Regierungen vom Cap der guten Hoffnung an bis zum Ganges auf's angelegentlichste. Also gut versehen reiste Franz Xavier am 7. April 1541 mit der nach Indien bestimmten königlichen Flotte von Lissabon ab und das Herz schwoll ihm voll froher Hoffnungen über die Siege, welche er der Fahne Christi unter den Ungläubigen ersechten wollte. Eins aber hatte er dabei vergessen und, wie ich meine, die Hauptsache, das nämlich, daß er sich nicht einmal

vorher die Mühe gab, die Sprache der Völkerschaften, welche er zu bekehren auszog, wenn auch nur oberflächlich, zu erlernen. „Gott gibt's den Seinen im Schlaf“, dachte er, und — konnte denn nicht der heilige Geist ihm zu Lieb ein Wunder thun?

Die Reise nach Indien ging nur sehr langsam von Statten, und da man gezwungen war, einen sechsmonatlichen, unfreiwilligen Aufenthalt in Mozambique zu nehmen, so langte die Flotte erst nach 13 Monaten, am 6. Mai 1542, im Hafen von Goa an. Um so eifriger machte sich nun Franz Xavier an seine Aufgabe, und das erste war, daß er sich, obwohl ihm der Gouverneur der Stadt eine königliche Equipage, sowie eine fürstliche Wohnung zur Disposition stellte, alsobald in das Spital begab, um daselbst die Kranken zu pflegen und sich von öffentlichen Almosen zu nähren. Damit war jedoch für seinen eigentlichen Zweck, die Mission unter den Heiden, wenig oder nichts gethan, und somit stellte sich Xavier nach einiger Zeit dem Bischofe von Goa vor, um ihm seine mitgebrachten Vollmachten zu weisen und ihn zugleich demüthig um Erlaubniß zu bitten, sich ihrer zur Bekehrung der Ungläubigen bedienen zu dürfen. Dieser Erlaubniß hätte er allerdings nicht bedurft, da er ja als päpstlicher Nuntius über dem Bischofe stand; allein es lag ihm daran, sich der Gunst des Bischofs zu versichern, da dieser — er hieß Don Juan von Albuquerque — aus einem gar mächtigen Hause stammte und einen großen Einfluß sowohl in Goa als in Portugal selbst hatte. In der That gelang es ihm auch, den Don Juan ganz für sich zu gewinnen, und das Bekehrungswerk konnte also ohne Weiteres beginnen; allein — mein Gott, welcher Unstern! Die dummen Indier verstanden kein Wort von Allem, was Xavier an sie hinschwatzte, und der heilige Geist „mit der Gabe der Sprachen“ stellte sich auch nicht ein. Da kam ihm denn doch endlich das Bewußtsein, daß er nichts ausrichten könne, so lange er die Sprache des Landes nicht verstehe, und somit widmete er sich nun mit allem Eifer dem Studium des Hinduischen. Allein über diesem Studium vergaß er es keineswegs, sich auch anderweitig thätig zu erweisen, und namentlich bewies er seinen Beruf zum Jesuitismus durch die kluge Weise, mit der er sich sofort in den Besitz eines Col-





Die Austreibung der Jesuiten.

legiums, des ersten in der Heidenwelt, zu setzen mußte. Es besaßen nämlich die paar Franziskanermönche, welche sich noch zu Goa befanden, ein Seminarium, in welchem sie einigen wenigen eingebornen Jünglingen Unterricht in der römisch-katholischen Religion ertheilten, und dieses Seminarium stach dem Xavier schon beschweren außerordentlich in die Augen, weil dasselbe ganz dazu angethan schien, ihm und seinem Wirken für die Zukunft Concurrenz machen zu wollen. Er machte sich also an den Superior der Anstalt, den Bruder Jaques Borbona, wies ihm seine päpstlichen Breves vor und drang so lange in ihn, bis derselbe nicht nur das Haus mit allem, was dran hing, dem Orden der Gesellschaft Jesu übergab, sondern auch selbst in eigener Person sich als Mitglied aufnehmen ließ. Freilich auf nicht ganz uneigennützig Weise, denn er machte zur Bedingung, daß er lebenslänglicher Rector der Anstalt verbleiben sollte; allein was lag dem Xavier hieran? Er hatte nun doch die Concurrenten beseitigt und zugleich den Ruhm, das bisherige Seminarium „Santa-Fe“ in ein Collegium des heiligen Paulus umwandeln zu dürfen! Im Uebrigen sorgte er auch dafür, daß das bisher sehr kleine und ärmliche Institut sich bald in eine der reichsten und glänzendsten Unterrichtsanstalten verwandelte und zwar nicht sowohl durch freiwillige Gaben der Liebe, die er erbettelte, als vielmehr dadurch, daß er mit Hilfe der viceköniglichen Truppen die heidnischen Gözentempel in der Umgebung von Goa einriß und deren ziemlich bedeutendes Vermögen dem neuen Collegium als Eigenthum zuwies.

Sobald Xavier das Hinduische und Malayische so weit inne hatte, daß er sich wenigstens halbwegs verständlich machen konnte, verließ er Goa, um an der sogenannten „Perlenküste“ in Malabar das Evangelium zu predigen, denn obwohl die Portugiesen das ganze Land unterjocht und große und reiche Besitzungen allda inne hatten, so gehörten doch die Einwohner immer noch dem krassesten Heidenthum an, und es ließ sich also hier, wenn man es geschickt angriff, etwas Erkleckliches leisten. Wie griff dieß nun übrigens Xavier an? Wahrhaftig auf eine ganz eigenthümliche Weise, über welche unsere jetzigen Missionäre nicht wenig die Nase rümpfen möchten. Er kaufte

sich nämlich eine große Schelle, lief mit derselben bewaffnet am hellen Mittage in den Straßen herum und läutele so lange, bis ihm ein Trupp Kinder und sonstiger Neugieriger lachend und jöhend nachzog. Wenn sich aber dann ein ansehnliches Auditorium gesammelt hatte, so stellte er sich auf einen Stein und begann sofort seine aus der Landessprache, sowie aus lateinischen, spanischen, italienischen und französischen Broden zusammengewürfelte Predigt, zu der er unendlich viel mit Händen und Füßen agierte. Zuletzt zog er ein großes Kreuz hervor, küßte es andächtig, forderte die Umstehenden auf, dasselbe zu thun, und beschenkte diejenigen, die dieß thaten, mit einem hübschen Rosenkranze, deren er viele Tausende von Portugal mitgebracht hatte. Das war jedoch nur der erste Theil seiner Bekehrungsmethode. Der zweite, noch weit wirksamere bestand darin, daß er mit Hülfe portugiesischer Soldaten, die er requirirte, die einheimischen Tempel einreißen und die darin befindlichen Götzen in Stücke zerschlagen ließ, natürlich aber nicht, ohne an ihrer Statt eine christliche Kapelle mit dem gekreuzigten Jesus und daneben ein lustiges Bambusrohrgebäude zum Unterricht für die Jugend zu errichten. Er wußte nämlich aus Erfahrung gar wohl, welchen Eindruck ein feierlicher Gottesdienst mit dem Messopfer auf die phantasiereichen Gemüther der Orientalen machen mußte, und eben so gut war ihm bekannt, daß die Bekehrung eines Landes nur dann eine nachhaltige genannt werden kann, wenn der Grundstock der Bevölkerung, die heranwachsende Jugend, für dieselbe gewonnen ist. Aus diesem Grunde warf er sich mit allem Eifer auf den Unterricht, und er brachte auch wirklich sehr viele der einheimischen Knaben und Mädchen theils durch freundliche Geschenke, theils durch die Furcht vor den portugiesischen Soldaten, welche die Götzentempel zertrümmerten, dazu, seine Schule zu besuchen; hier aber machte es ihnen der Missionär ganz leicht, denn er dachte nicht entfernt daran, sie mit den Grundlehren des Christenthums bekannt zu machen, sondern er begnügte sich damit, wenn sie das Paternoster nebst dem Credo hersagen lernten und es verstanden, die Arme demüthig über der Brust zu kreuzen. Waren sie so weit, so nahm sie Xavier durch einen feierlichen Taufakt unter die Christenheit auf, und bald konnte er sich rühmen,

eine recht hübsche Anzahl von Seelen für sein Himmelreich gewonnen zu haben.

Trotzdem ging es ihm viel zu langsam mit der Bekehrung, und er verschrieb sich deshalb von seinem General schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Indien eine Anzahl von Gehülften. Loyola willfahrte ihm auch auf's bereitwilligste und sandte ihm deren über zwanzig, fast lauter Portugiesen, die Rodriguez für den Orden neu gewonnen hatte, darunter die Patres Anton Criminal, Anton Gomez, Caspar Bergäus, Paulus Camerti, Alonzo Cyprius, Melchior Gonzales und Franciscus Beren, welche alle später mehr oder minder berühmt wurden. Nun erst konnte man das Bekehrungswerk im Großen treiben und es wurden in den nächsten sechs Jahren fast überall, wo die Portugiesen ihre Fahnen wehen hatten, insbesondere in Ceylon, Cochin, Nagapatman, Meliapur, Malacca und Ternate, größere oder kleinere Schulen errichtet; die Hauptpflegschele für die Heranbildung „eingeborner“ Missionäre aber war das Collegium von Goa, in welches Xavier sofort nach Ankunft der neuen Gehülften aus Europa hundert und zwanzig Söhne vornehmer Hindus mit militärischer Gewalt hineintrief, um sie zu künftigen Bekehrern ihrer Landsleute zu erziehen. Ueberhaupt läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Gewalt der portugiesischen Bajonnette, sowie noch mehr die Furcht vor denselben nicht wenig zu den großen Erfolgen, welche Franz Xavier mit seinen Gehülften erreichte, beitrugen*) und dieser Umstand schmälert den Ruhm des großen Heidenapostels, der manchmal Abends vom Tausen so müde gewesen sein soll, daß er den Arm kaum mehr rühren konnte, um ein bedeutendes. Noch mehr Eintrag thut es diesem Ruhm, daß die Getauften oder Bekehrten eigentlich keine Christen wurden, sondern nach wie vor Heiden blieben. Freilich das Credo konnten sie hersagen und überdem war das Wasser der christlichen Taufe über sie ausgeschüttet worden, sowie sie sich auch darauf verstehen lernten, bei Prozessionen

*) So wurde z. B. der König von Condi auf Ceylon mit Waffengewalt zur Annahme des Kreuzes gezwungen und sowie er getauft war, mußte er auf Xaviers Befehl seine Statthalter und Gouverneure dahin instruiren, daß sie jeden dem Taufakt widerstrebenden Unterthan mit Vermögensconfiscation zu bestrafen hätten. Da war's nun leicht, alle Tage Tausende für's Christenthum zu gewinnen!

mitzuwirken, einige Hymnen zu singen und was dergleichen Aeußerlichkeiten mehr sind. In der That und Wahrheit aber behielten sie ihre sämmtlichen früheren Sitten, Gewohnheiten, Bräuche und Vorstellungen bei und wenn daher die Herren Pabri — so nannte man die christlichen Missionäre — sich aus einer neu bekehrten Gegend, in der Meinung, dieselbe sei dem Christenthum vollkommen gewonnen, wieder entfernten, um anderswo das Bekehrungswerk fortzusetzen, so fiel es den einheimischen Priestern, den Braminen, nicht im mindesten schwer, die Leute wieder zu der Religion zurückzuführen, in welcher sie geboren und erzogen worden waren. Das war nun ein arger Uebelstand, und einer von Kaviors Gefährten, Antonio Criminal, der auf dem Cap Comorin Proselyten warb, wurde deshalb so wüthend auf die Braminen, daß er sie mit der unmenschlichsten Grausamkeit verfolgte. Diese aber riefen sofort in der Verzweiflung einen von den Portugiesen noch nicht unterworfenen Volksstamm zu Hülfe, gegen welchen Criminal mit seiner Handvoll Soldaten, die ihm der Gouverneur von Goa mitgegeben hatte, sehr in der Minderzahl war. Darum wurden auch, als es gleich darauf zur Schlacht kam, alle Portugiesen, den Criminal selbst nicht ausgenommen*), niedergemetzelt, und es verging nachher eine geraume Zeit, bis sich wieder ein Missionar nach Comorin wagte. Eine Besserung ihrer Lage bereiteten sich übrigens die Braminen durch diesen kräftigen Widerstand keineswegs, sondern sie verschlimmerten dieselbe vielmehr bedeutend, denn Franz Kavier nahm davon Veranlassung, in Goa nach dem Muster der spanischen Inquisition ein Religionstribunal zu errichten, das von nun an, unterstützt von den portugiesischen Waffen, über welche Kavier ohne Widerspruch gebieten konnte**), mit der furchtbarsten Strenge gegen alle diejenigen verfuhr, welche der Ausbreitung des Christenthums ein Hinderniß in den Weg legten oder gar getaufte Eingeborne zur alten Götzendienerei

*) Vier Lanzenspitzen durchbohrten das Herz Criminals und wie er todt war, schnitt man ihm noch extra den Kopf ab — so sehr haßten ihn die Braminen; die Jesuiten aber machten aus ihm den ersten Märtyrer des Ordens und wenig fehlte, so hätte man ihn unter die Heiligen versetzt.

**) Die portugiesischen Gouverneure und Statthalter leisteten dem großen Heidenbekehrer schon bezwungen allen Beistand, weil sie wußten, daß sie derselbe sonst bei dem König Johann III. denunciren; wer aber denuncirt war, der durfte sicher sein, seine Stelle zu verlieren und zur Verantwortung nach Lissabon zurückberufen zu werden.

verleiteten. Unzählige Braminen — und unter ihnen gerade die reichsten — verloren daher ihr Leben durch Henkershand oder wurden sie wenigstens des Landes verwiesen, um ihr Vermögen zum Vortheil des Ordens einzuziehen zu können, und so hörte nach und nach aller Widerstand gegen die Annahme des Christenthums in den sämtlichen von Portugal unterjochten Ländern von selbst auf. Natürlich — die verweichlichten Hindus zogen es vor, sich taufen zu lassen, statt mit den Gefängnissen der Inquisition Bekanntschaft zu machen oder gar das Risiko zu unternehmen, an einem langsamen Feuer lebendig gebraten zu werden!

Auf diese Art trieb es Franz Xavier mit seinen Gefährten in Indien und die Folge davon war, daß an allen gelegeneren Plätzen Jesuitencollegien entstanden, welche man mit dem Vermögen der getödteten oder verbannten Ketzer bereicherte. Noch zahlreicher waren die Kirchen, die man errichtete, denn man scheute sich bald nicht mehr, die sämtlichen heidnischen Tempel, zu denen man vordringen konnte, mit Feuer und Schwert zu zerstören, und es scheint also fast, als ob die Jesuiten sich hierbei das grausame Verfahren Karls des Großen gegen die Sachsen zum Beispiel genommen hätten. Nachdem er es nun aber so weit gebracht hatte, dachte Xavier, es sei Zeit, seine christlichen Eroberungen noch etwas weiter auszudehnen, und hierin bestärkte ihn die Bekanntschaft, welche er im Jahre 1549 mit einem Japanesen machte. Letzterer nämlich, ein, wie es scheint, von guter Familie stammender, aber auch ziemlich durchtriebener Geselle, Namens Unger, welcher überdem noch einen Mord auf dem Gewissen hatte, wußte dem Xavier so unendlich viel Vortheilhaftes von Japan zu erzählen, daß letzterer sich alsbald vornahm, das große Kaiserthum mit seinen Millionen von Bewohnern zu bekehren und dessen ungeheure Reichthümer für den Orden Jesu in Anspruch zu nehmen. Er begann also damit, daß er den Unger taufte — derselbe erhielt in der Taufe den Namen „Paul de Saint Jot“ — und dann nach Goa reiste, um dafür zu sorgen, daß die dortigen Angelegenheiten während seiner Abwesenheit nicht in Unordnung geriethen. Nachdem er aber dieses zu Stande gebracht und den Paul Camerti unter dem Namen eines Generalsuperiors zu seinem Stellvertreter, den Anton Gomez

aber zum Rektor des bereits sehr einflußreich gewordenen „Collegiums vom heiligen Paulus“ ernannt hatte, schiffte er sich im Sommer 1549 in Begleitung Ungers und des sehr eifrigen Paters Come von Torres nach Japan ein und landete daselbst am 15. August, also am fünfzehnten Jahrestag des Gelübdes vom Montmartre, in dem Hafen von Canzawa oder Cangoyuma, der Hauptstadt des Königreichs Saruma oder Hsuma. Nominell nämlich bildete Japan damals (wie auch jetzt noch) nur eine einzige Monarchie, und zwar ein Kaiserthum mit der Hauptstadt Miako, in welcher der Kaiser unter dem Namen eines Dairi oder Mikado thronte; allein das große Ganze war zu jener Zeit in verschiedene Provinzen oder Königreiche abgetheilt, deren Beherrscher faktisch ganz unabhängig regierten, und eben eine dieser unabhängigen Provinzen bildete das Königreich Hsuma. Nun war der oben genannte Unger mit dem Beherrscher von Hsuma von früher her ziemlich befreundet, und in Folge dessen wurde Franz Xavier am Hofe nicht bloß gastlich aufgenommen, sondern erhielt auch sogleich von dem sehr toleranten Könige die Erlaubniß, das Christenthum zu predigen. Von dieser Erlaubniß machte Xavier, wie man sich wohl denken kann, alsobald Gebrauch, allein leider nicht mit dem Erfolge, den er sich vorher versprochen hatte, denn einmal blieben seine Predigten den Zuhörern fast gänzlich unverständlich, da er das wenige Japanesische, welches er durch seinen Umgang mit Unger erschnappt hatte, in einem bunten Jargon mit Spanisch, Italienisch und Lateinisch mischte, und zum andern kamen seine Manieren (er trommelte die Leute ebenfalls mit der Schelle in der Hand zusammen, wie in Goa und Umgebung) den auf einer ziemlich hohen Stufe der Bildung stehenden Japanesen allzu possenreich und charlatanmäßig vor, als daß seine Worte hätten Eindruck machen können. Solches fühlte Xavier nach Verfluß einiger Zeit nur zu deutlich heraus, und da es also klar war, daß er auf dem bisherigen Wege sein Ziel unmöglich erreichen könne, entschloß er sich kurzweg, einen andern Menschen anzuziehen und aus einem Jesuiten ein Bonze zu werden.

„Ein Bonze?“ fragt der Leser verwundert, aber er wird sich nicht mehr wundern, wenn er sich daran erinnert, daß die Bonzen niemand anders waren und sind, als die Ober-

priester des in Japan bei weitem am meisten verbreiteten Cultus, des Buddhismus, und daß dieser Buddhismus selbst in sehr vielen Dingen mit dem römisch-katholischen Cultus übereinstimmt. So gibt es hier wie dort Klöster mit Nonnen und Mönchen und selbst an Eremiten fehlt es nicht. So haben die Buddhisten, wie die Römisch-katholischen, einen Bilder- und Reliquiendienst nebst Prozessionen, Wallfahrten und Heiligenanrufung. So beten Beide den Rosenkranz und kasteien ihren Leib mit Fasten und andern Entbehrungen. So scheeren die Bonzen oder Lamas (wie man in Tibet sagt) das Haupt ganz wie die römischen Priester, und Beide müssen ihre Tage in ehelossem Zustande hinbringen. Dafür werden sie aber auch Beide vom Volke mit großer Verehrung behandelt und üben einen bedeutenden Einfluß auf dasselbe aus. Auf diese Art verhielt es sich in Japan mit der herrschenden Religion und was Wunder nun also, wenn Xavier sich entschloß, in Kleidung, Sitten, Lebensweise und Manieren ein Bonze zu werden? Als „Jesuite“ hatte er bisher nur Aergerniß gegeben; als „Bonze“ aber hoffte er eben so gut Einfluß zu gewinnen, wie seine Heiden-Collegen, und dann konnte er unter der Hand das Christenthum statt der Buddhistischen Vielgötterei einführen! Man sieht — sein Zweck war gut und darum genirte ihn auch die Unehrlichkeit des Mittels nicht im geringsten, wie denn die Jesuiten in dieser Beziehung nie scrupulös gewesen sind; allein sein Kunstgriff sollte ihn beschweden doch nicht zum Ziele führen. Die rechtmäßigen Bonzen nämlich bewegten Himmel und Erde, um den gefährlichen Neuerer los zu werden und stellten dem Könige vor, daß dem Reiche die größte Gefahr drohe, wenn er einem elenden hergelaufenen Fremdling gestatte, den alten Schutzgöttern Japans Hohn zu sprechen und dafür einen andern bis jetzt ganz unbekanntem Gott einzuführen, welcher keinen Nebengott dulden wolle. Auch fügten sie zu dieser Vorstellung noch die Drohung, die übrigen Könige Japans um Hülfe anzurufen, wenn Xavier nicht aus dem Reiche entfernt würde, und wenig hätte gefehlt, so wäre durch ihre Auswiegelung eine große Revolution entstanden. Unter solchen Umständen nun beschloß der König, von dem bisher befolgten Grundsatz der Toleranz abzugehen, und erließ sofort ein Dekret, worin er allen seinen Unterthanen die Annahme

des Christenthums bei Todesstrafe verbot; dem Franz Xaviers aber bedeutete er, seine Staaten in kürzester Frist zu verlassen, wenn ihm anders etwas an seinem Leben liege.

Natürlich blieb jetzt dem großen Heidenbekehrer nichts übrig, als dem Befehle augenblicklich Folge zu leisten, und er verließ also die Stadt Canzawa nach einem beinahe einjährigen Aufenthalt, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben. Allein wohin sich wenden? Nach Goa zurück, oder — auf die Gefahr hin, ebenso wie in Huma behandelt zu werden — in ein anderes japanesisches Königreich? Er brauchte übrigens nicht lange unschlüssig zu sein, denn er erfuhr gleich darauf, daß sich einige portugiesische Schiffe in dem Hafen von Firando, der Hauptstadt einer benachbarten Provinz gleichen Namens, befänden, und da er nun natürlich hoffte, das er unter dem Schutz dieser Schiffe von dem Könige von Firando etwas freundlicher behandelt werden würde, als von dem Beherrscher Humas, so machte er sich augenblicklich nach obgenannter Seestadt auf den Weg. Auch täuschte er sich in seiner Hoffnung durchaus nicht (um so weniger, als die beiden Könige von Firando und Huma Todfeinde waren) und es wurde ihm sofort die Erlaubniß gegeben, so viel Proselyten zu werben, als er nur könne; er aber benützte diese Erlaubniß so gut, daß er in Firando innerhalb zwanzig Tagen mehr Tausen verrichtete, als vorher in Canzawa in einem Jahre. So berichten wenigstens seine Biographen und wir lassen es dahingestellt, ob es sich so verhielt oder nicht. Thatsache aber ist, daß er doch daran verzweifelte, etwas Großartiges auszurichten, bis er den Dairi selbst in seiner Hauptstadt Miako bekehrt, oder wenigstens die Erlaubniß zum Befehren von ihm ausgewirkt haben würde, und daß er sich deshalb, den Come von Torres zum Weiterwirken zurücklassend, schon nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen dahin auf den Weg machte. Allein ging er aber nicht, sondern er nahm vielmehr zwei neubekehrte Japanesen, mit Namen Matthias und Bernhard, mit und überdem begleitete ihn ein Dolmetscher, der Fernandez hieß. Nach vielen Fährlichkeiten und nachdem er unterwegs, wo er überall Proselyten zu machen versuchte, mehr als einmal nahe daran war, gesteinigt zu werden — es geht aus den Berichten seiner innigsten Anhänger klar

hervor, daß man ihn nur deswegen laufen ließ, weil man ihn für einen Narren hielt, und Narrheit ist im Orient eine bessere Schutzwehr, als irgend eine Waffe —, kam er endlich im Februar 1551 in der großen Hauptstadt Japans an und begab sich da sogleich auf den größten öffentlichen Platz, um den Leuten das Evangelium zu predigen. Aber was für eine Predigt war dieß? Mein Gott, man sollte es kaum für möglich halten, daß ein nur halbwegs vernünftiger Mensch glauben konnte, auf diese Weise irgend wen zu seiner Meinung zu bekehren! Zwar allerdings — den Hocus Pocus von Goa erlaubte er sich nicht zu wiederholen, aber er predigte vermittelt seines Dolmetschers, weil er noch immer das Japanesische allzuschlecht verstand, um auch nur ein paar zusammenhängende Sätze herausbringen zu können.*) Man denke sich nun das Lächerliche einer solchen Situation! Man denke sich ferner, das der Dolmetscher Fernandez das Spanische sehr schlecht verstand und daher alles, was Xavier sagte, verkehrt vortrug! Wahrhaftig — es war kein Wunder, daß die Religion, die Xavier predigte, zum allgemeinen Spott wurde und daß derselbe sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte, ohne von den Straßenjungen, die ihn für einen Tollwitzigen hielten, verfolgt zu werden. Trotz allem dem hatte er die Kühnheit, eine Audienz bei dem Kaiser zu begehren, allein er wurde einfach abgewiesen und hatte von den kaiserlichen Bediensteten zum Schaden auch noch den Spott. Somit blieb dem eifrigen Missionär nichts übrig, als sein Heil abermals anderswo zu versuchen und er begab sich sofort nach Amanguchi, der Hauptstadt des Königreichs oder der Provinz Mangate. Leider jedoch sollte er auch hier nicht viel glücklichere Erfolge erzielen, obwohl er so klug war, in reicher Bonzenkleidung aufzutreten und dem Könige mehrere Präsente, wie z. B. eine hübsche Schlaguhr, ein wohlklingendes harmonisches Instrument und andere ähnliche Kleinigkeiten zu übersenden. Die Japanesen blieben einmal dabei, den fremden Bonzen für einen Narren

*) Xavier selbst schrieb wörtlich an Ignaz v. Loyola: „Wenn ich ihre (der Japanesen) Sprache verstünde, so zweifle ich nicht, daß recht viele Ungläubige die christliche Religion annehmen sollten. Wollte Gott, daß ich sie bald erlernete! Denn alsdann hätte ich Hoffnung, der Kirche einigen Dienst zu erweisen. Gegenwärtig aber sind wir unter den Ungläubigen wie die Bildsäulen, die nicht reden können. Sie sprechen viel zu uns, aber wir können ihnen nicht antworten, weil wir nicht wissen, was sie uns sagen.“

und ihre angestammte Religion für vernünftiger, als die von dem Narren gepredigte, zu halten! Nunmehr erfuhr aber Xavier, daß diese Religion eigentlich aus China stamme, und da er sofort calculirte, daß es ihm ein Leichtes sein müsse, das Kaiserthum Japan zu christianisiren, wenn er erst das besagte Stammland befehrt haben würde, so entschloß er sich augenblicklich nach China aufzubrechen. Der Weg dahin führte ihn nach der Seestadt Bungo, der Residenz eines andern japanesischen Königs, und vor dieser lagen damals mehrere portugiesische Schiffe vor Anker, welche Eduard von Gama, ein Abkömmling des berühmten Vasco de Gama befehligte. Das war ein Glück für Franz Xavier, denn Eduard Gama wußte genau, in welch' hoher Gunst der Missionär bei König Johann III. stehe, und nicht minder bekannt war ihm, daß die politische Klugheit es erfordere, das Missionswerk in Japan zu fördern, weil es nur dadurch möglich sei, dieses verschlossene Reich dem europäischen Handel zu öffnen. Demgemäß ward Xavier von ihm wie ein großer Herr mit Ehrenbezeugungen aller Art und unter dem Donner der Kanonen empfangen, und dieß hatte zur Folge, daß sich sofort der Beherrscher von Bungo darnach erkundigte, was die Kanonenschüsse zu bedeuten hätten. Man sagte ihm, es geschehe alles einem heiligen europäischen Vornehmen zu Ehren, der an Bord des Admiralschiffes gekommen sei, und setzte auf die Frage des Fürsten, ob er denn diesen berühmten Mann nicht zu sehen bekommen werde, hinzu, derselbe habe die Absicht, seiner Majestät in den nächsten Tagen seine Aufwartung zu machen. In der That fand denn auch diese Aufwartung statt, aber nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern mit einem solch großartigen Pompe, als man nur irgend möglich machen konnte. Alle Schiffe zogen ihre Flaggen auf, alle Kanonen wurden gelöst, die ganze Schiffsmannschaft wirkte mit und die sämtlichen Offiziere hatten sich in die höchste Gala geworfen.*) Mit einem Wort, es

*) Der ganze Zug fuhr in drei festlich geschmückten Barken (man hatte über dieselben zierliche Zeltdächer ausgespannt und die Bänke mit den prächtigsten persischen Teppichen belegt) an's Land und jedes Boot führte seine eigene Musikbande, welche die herrlichsten Weisen blies, während die Kanoniere die Stille lösten und die sämtlichen Matrosen Hurrah schrien. Am Land angekommen, stellte sich Eduard von Gama mit entblößtem Haupte und einem Marschallstab in der Hand, an die Spitze und ihm folgten ebenfalls entblößten Hauptes fünf der vornehmsten Portugiesen, welche die dem König von Bungo bestimmten Geschenke — ein mit eisernem Gold verzieretes Scepter,

geschah Alles, um die Einwohner nebst dem Könige von Bungo zu überzeugen, daß der Missionär Franz Xavier ein hochwichtiger Herr sei, und in der That wurde er auch in Folge dessen nicht nur von der ganzen staunenden Masse als der Großbronze von Europa angesehen, sondern von dem Regenten selbst mit ganz ungewöhnlicher Auszeichnung aufgenommen. Ueberdem erhielt er sogleich Erlaubniß, irgend wen und so viele er nur wollte, zum Christenthum zu belehren, und von dieser Erlaubniß machte er natürlich den umfassendsten Gebrauch. Bald jedoch wendete sich das Klättlein wieder, denn die eingebornen Bronzen, besüchtend, etwas von ihrem bisherigen Einfluß zu verlieren, suchten das Volk gegen den „Bronzen von Chemachicogin“ (so nannten sie Portugal) aufzuwiegeln und überdieß stellten sie dem Könige Himmel und Hölle vor, wie gefährlich die neue Lehre für den Staat sei. Ja als der König ihnen nicht sogleich willfahrte, weil er die Portugiesen nicht vor den Kopf stoßen wollte, beriefen sie gar eine Art Bronzenconcilium in der Stadt Bungo zusammen — es erschienen im Ganzen gegen dreitausend Heidenpriester — und forderten den Fremdling auf, seine Lehrsätze vor dem versammelten Concil öffentlich zu vertheidigen. Dieses Religionsgespräch fand auch wirklich statt, blieb jedoch, wie man sich wohl denken kann, resultatlos. Mit andern Worten, es schrieb sich jede Partei den Sieg zu und hatte dazu um so mehr Recht, als man sich gegenseitig nicht einmal recht verstand. Das Volk aber scheint sich durchaus auf die Seite seiner eingebornen Priester gestellt zu haben und es entstand daher eine solche Gährung, daß die Portugiesen selbst, aus Furcht vor einer Revolution, auf die Entfernung Xaviers drangen.

In Folge dessen verließ der Missionär am 20. November 1551 nach einem Aufenthalt von siebenundvierzig Tagen die Stadt Bungo — nicht jedoch ohne einen Hirten für die kleine

eine herrlich eingebundene Bibel, schwarze mit Perlen gefüllte Sammtpantoffeln, die Jungfrau Maria in Del gemalt und einen prächtigen Sonnenschirm — trugen. Darauf kam Franz Xavier selbst, gekleidet in ein mit Edelsteinen besätes Chorhemd von indischem Mouffelin, sowie in eine mit Diamanten besetzte Stola von Goldbrocat, und ihn umgaben dreißig reichgekleidete und mit goldnen Ketten und Edelsteinen geschmückte Seeoffiziere, alle von hohem Adel. Den Schluß des Zugs bildeten Matrosen und Seesoldaten, natürlich alle in ihren Sonntagsgewanden und mit dem Hut in der Hand einherkrochend, denn die Ehrfurcht vor Franz Xavier litt nicht, daß sie ihr Haupt bedeckten.

Heerde, welche er gewonnen hatte, zurückzulassen — und segelte auf einem ihm vom Admiral Gama zur Disposition gestellten Schiffe nach der Stadt Canton, welche eine der ersten im chinesischen Reiche ist. Ein Sturm nöthigte ihn übrigens auf einer kleinen Insel unterwegs zu landen und hier erfuhr er von einigen portugiesischen Kaufleuten, daß es keinem Fremden erlaubt sei, die Gränzen Chinas zu überschreiten, außer wenn er in der Eigenschaft eines Gesandten komme. Er ließ also das Schiff, wie sich der Sturm gelegt hatte, statt nach Canton, nach Goa hinwenden und drang, dort angekommen, mit allem Eifer in den Vicekönig — derselbe hieß damals Don Alfons von Norogna, — eine Gesandtschaft nach Peking abzuschicken, unter deren Fittigen er in dieses verschlossene Reich dringen könne. Der Vicekönig wollte anfangs nicht darauf eingehen, ließ sich aber endlich doch bewegen, dem reichen Kaufmann Jaques Pereyra, der gerne in chinesischen Waaren speculirt hätte, das Patent eines Gesandten auszufertigen, und mit ihm reiste Franz Xavier, begleitet von einigen weiteren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die er sich im Collegium auslas, am 14. April 1552 von Goa ab. Der Weg führte sie über Malacca und dort wurde erstmals gelandet; allein es wäre besser für sie gewesen, wenn sie ohne Aufenthalt vorbeigefahren wären. Dem hier residirenden portugiesischen Statthalter nämlich, einem stolzen Adeligen, Namens Don Alvarez von Mayde, kam es ganz ungeheuerlich vor, daß ein gewöhnlicher bürgerlicher Kaufmann an den größten Monarchen Ostens als Gesandter geschickt worden sein sollte, und er erklärte daher, die Gesandtschaft nicht abgehen lassen zu können, bis er vorher nähere Nachrichten vom Vicekönig aus Goa erhalten hätte. Franz Xavier protestirte gegen jeden Aufenthalt und that den Don Alvarez, als dieser sich durchaus nicht fügen wollte, in den Bann. Allein auch dieß half nichts; im Gegentheil wurde der stolze Mann nun so aufgebracht, daß er sofort die ganze Gesandtschaftsflotte bis auf weiteres mit Beschlag belegte. Darüber wurde Franz Xavier fast toll und entfloß, die meisten seiner Gefährten in Malacca zurücklassend, auf einer kleinen Barke, deren Bestimmungsort die Insel Sancian war. Von hier aus — die besagte Insel liegt an der mittägigen Küste von China, unweit der berühmten

Stadt Canton — hoffte er sich mit Leichtigkeit in das himmlische Reich einschmuggeln zu können und es wäre ihm dieses auch mit Hilfe eines chinesischen Kaufmanns, den er bestach, ohne Zweifel gelungen, wenn nicht die Vorsehung Gottes bereits anderweitig über ihn verfügt gehabt hätte. Kaum war er nämlich, nach einer stürmischen Fahrt von fast einem Monat, auf Sancian gelandet, so überfiel ihn am 20. November 1552 ein heftiges Fieber und von einem unwissenden Arzte behandelt, starb er an dieser Krankheit zwölf Tage nachher am 2. Dezember in einem Alter von nur sechs und vierzig Jahren.*)

Das war das Ende eines Mannes, der sich den größten Gefahren aussetzte, um das, was er christliche Religion nannte, auch in den entlegensten Ländern zu verbreiten, — eines Mannes, dessen Muth und Standhaftigkeit selbst das größte Unglück nicht beugen konnte und der sich demnach dem tapfersten Soldaten gleichstellen das Recht hatte; aber auch eines Mannes, der nie im Dienste der Menschheit, sondern nur in dem des Papstthums stand, und der sich nicht im geringsten scheute, durch seinen mehr als unklugen Eifer die christliche Lehre geradezu lächerlich und zum Gespötte der Ungläubigen zu machen. Sein Orden verdankt ihm außerordentlich viel, denn er legte den Grund zu den vielen Etablissements, deren sich die Gesellschaft Jesu nur wenige Jahrzehnte später in Indien, Japan und China zu erfreuen hatte, und ohne sein anfeuerndes Beispiel hätten seine Nachfolger im Missionswerke sicherlich das nicht geleistet, was sie notorisch zum großen Staunen der Welt zu Stande brachten. Eben deswegen ehrten ihn auch seine Mitbrüder ganz außerordentlich und brachten seinen Leichnam, der im ersten Augenblicke ganz ceremonienlos zu Sancian eingescharrt worden war, schon nach zwei Jahren mit großem Pompe nach Goa, um ihn da im Collegium des heiligen Paulus feierlichst beizusetzen. Dort, in Goa nämlich, wurde ihm auch später in der Jesuitenkirche ein äußerst prachtvolles Mausoleum errichtet und ein ähnliches steht in der Jesuitenkirche zu Rom, wohin man auf Befehl des Ordensgenerals Claudius Aqua-

*) Er war anno 1506 auf dem Schlosse Kaviero in Navarra, am Fuße der Pyrenäen, geboren.

viva einen Arm Kaverii brachte.*) Die Hauptsache aber war, daß Papst Paul V. „den Apostel Indiens“, wie man den Franz Xavier nach seinem Tode nannte, selig sprach, und Gregor XV. ihn am 12. März 1622 gar unter die Heiligen versetzte — ein Actus, der aber erst am 6. August des Jahres darauf von Urban VIII. der Christenheit bekannt gemacht wurde. Noch später, anno 1747, ertheilte ihm Papst Benedict XIV. den Ehrentitel eines „Protectors von Indien“ und Könige wie Königinnen beeilten sich, ihm Gotteshäuser zu erbauen, welche man natürlich nach seinem Namen benannte.

Ich habe mich über die Thätigkeit Franz Xavier's in Asien ziemlich weitläufig verbreitet, denn derselbe war eine allzu interessante Persönlichkeit, als daß ich nur so kurz und obenhin hätte über ihn hinweggehen können. Was aber seine „Nachfolger im Amte“ betrifft, ich meine die Gefährten und Streiter Jesu, die nach ihm in Japan, China und Ostindien das Missionswerk betrieben, so werde ich mich etwas kürzer fassen und weniger auf die verschiedenen Schicksale, die sie erfuhren, als vielmehr auf das Resultat hinweisen, dessen sie sich schließlich zu erfreuen hatten. In Ostindien hatte Xavier den Weg schon vollständig gebahnt, denn durch ihn waren in allen bedeutenden Plätzen, die sich die Portugiesen unterworfen hatten, jesuitische Etablissements, hießen sie nun Collegien oder Residenzen oder Missionen, gegründet worden, und es handelte sich also nur darum, ihre Anzahl zu vermehren, sowie die bereits bestehenden zu vergrößern. Letzteres gelang den Söhnen Loyola's überall leicht, einmal, weil die portugiesischen Statthalter ihnen auf Befehl des Königs (Don Alvarez von Mayde war eine fast einzeln stehende Ausnahme) auf alle Weise in die Hände arbeiteten, zum andern, weil sie mit Hülfe des von ihnen errichteten Inquisitionstribunals alles, was ihren Absichten im Wege stand, mit Leichtigkeit beseitigen konnten. Ersteres aber, das Vermehren der Missionen, fiel auch nicht schwer, denn die jesuitischen Missionäre rückten überall hin nach, wohin die Portugiesen oder auch andere europäische Eroberer vordrangen, und überdieß wußten sie, wo sie einmal festen Fuß gefaßt

*) Zu diesem Behufe wurde der Leichnam anno 1612 ausgegraben und ein Wundarzt mußte den Arm ablösen. Auch soll bei dieser Operation das Blut so hell und klar geflossen sein, wie bei einem Lebendigen!

hatten, durch ein einfaches Mittel sogleich eine christliche Gemeinde herzustellen. Worin bestand nun aber dieses einfache Mittel? In nichts anderm, als darin: daß sich die Herren Missionäre als indische Priester, das ist als Braminen oder Bramanen (in ganz Ostindien herrscht die Bramahreligion) kleideten, um vor den Indiern, die einen angeborenen Widerwillen und ein sehr in der Natur begründetes Mißtrauen gegen Ausländer hatten, als Eingeborene zu figuriren, so wie dann auch noch darin, daß sie die bisherigen heidnischen Religionsanschauungen und Gebräuche der Ostindier mit dem Christenthum, das sie lehrten, förmlich verschmolzen. Die guten Hindus (oder Ostindier) durften Hindus bleiben, wenn sie sich nur dazu hergaben, „getauft“ zu werden und fortan den Namen „Christen“ zu führen! Ja, es war nicht einmal nöthig, bei der Taufe einen christlichen Namen anzunehmen, wenn die Leute es vorzogen, ihren bisherigen heidnischen beizubehalten, denn der Apostel Paulus sagte ja selbst: „man solle Allen Alles werden!“

Es wäre mir nun natürlich ein leichtes, eine ganze Liste von Jesuiten aufzurollen, welche als Braminen im Lande herumreisten und als solche das Kreuz Christi, wenn nicht mit Füßen traten, doch wenigstens geradezu verläugneten; allein ich begnüge mich mit Zweien von ihnen, hoffend, daß deren Beispiel dem Leser ein hinlänglich klares Bild von der jesuitischen Wirksamkeit und Ausführung in Ostindien geben werde. Der Eine von ihnen nämlich, der Pater Constantino Beschi, welche die Hindusprache und sogar das Sanscrit ganz genau studirt hatte, ahmte die Sitten und Manieren, so wie die Lebensweise der Braminen so genau nach, daß das Volk von Dekan, wo er sich besonders lange aufhielt, anfing, ihn wie einen Heiligen, wohlverstanden für einen Heiligen im Heidenhimmel, zu verehren, und als er vollends Volksgebichte in indischer Sprache herausgab, so wurde alle Welt seines Ruhmes voll. Was war nun das Resultat hievon? Der Beherrscher von Dekan machte ihn zu seinem ersten Hofbeamten und Minister, natürlich in der Voraussetzung, einen wirklichen Braminen vor sich zu haben,

und Constantino Beschi fand sich durchaus nicht gemüßigt, denselben über diesen Irrthum aufzuklären. Im Gegentheil erschien der ehrwürdige Pater, auf europäische Sitten und Abstammung vollständig verzichtend, von jetzt an nur noch in prachtvollem orientalischem Costüme, reitend auf einem reich geschirrten Pferde oder von Sklaven in einem Palankin getragen und immer in Begleitung einer zahlreichen indischen Leibgarde, welche hoch zu Roß den Pöbel aus dem Wege des hohen Herrn trieb und zugleich mit Trompetenstößen sein Kommen und Gehen kund that. Kein Mensch hätte ihm angesehen, daß er ein Europäer, und noch weniger, daß er ein getaufter Christ sei; ein Jesuite aber blieb er deswegen doch sein Leben lang und seine Mitbrüder waren auch nicht wenig stolz auf ihn.

Eine ganz andere Wirksamkeit entwickelte der sehr ehrwürdige Pater Barthelemi Acosta, denn er — das zweite der von mir anzuführenden Beispiele — hielt sich nicht vornehm an die Höchsten des Landes, sondern trieb sich vielmehr unter der tiefsten Hefe des Volkes herum, natürlich aber von ganz denselben Zwecken und Absichten getrieben, wie Constantino Beschi, der Premierminister und Großviramamuni. Namentlich suchte er die verrufenen Wohnungen der öffentlichen Tänzerinnen und Buhlerinnen, d. i. die Hütten derer, die man Bajaderen nennt, auf, und machte sich, wohl wissend, daß sie, die täglich und stündlich bereit sind, dem Gotte der Liebe Opfer zu bringen, einen ganz außerordentlichen Einfluß über die Männerwelt besitzen, so vertraut mit ihnen, als es nur möglich war. Er spielte mit ihnen, er sang mit ihnen, er tanzte mit ihnen, er trank mit ihnen, er war ihr innigster Freund auf Du und Du. Die armen Geschöpfe waren daher ganz entzückt von ihm, und wünschten nichts mehr, als durch ihn, der es ihnen so leicht machte, in den Himmel befördert zu werden. Nur Eines stand ihrem Uebertritt zum Christenthum entgegen, nämlich das, daß man ihnen gesagt hatte, die christlichen Priester verdamnten das Handwerk, von dem sie lebten, als ein sündhaftes Laster, und somit zauberten sie von Stunde zu Stunde, das Sakrament der Taufe zu empfangen. Was that nun aber der ehrwürdige Pater? Er lehrte sie, daß sie Christinnen werden und doch, ohne eine Sünde zu begehen,

fortfahren könnten, dem Gotte der Liebe Opfer zu bringen, sobald sie einen Theil ihres Erwerbes der christlichen Kirche weiheten und mit denen, welchen sie ihren Körper preisgaben, wenigstens einen Versuch der Belehrung machten.

Auf diese und andere ähnliche Weise wußten sich die Jesuiten überall in ganz Ostindien einzunisten, und so lange die Herrschaft der Portugiesen dauerte, so lange blieben sie unbeschränkte Herren des Terrains, d. h. sie durften das ganze ungeheure Gebiet ganz allein ausbeuten, ohne daß es einem andern Orden gestattet wurde, ebenfalls Proselyten zu machen und Collegien nebst Residenzen zu gründen, denn die Könige von Portugal liebten sie, wie wir hernach sehen werden, fast über alle Maßen. Wie aber nach Verfluß eines Jahrhunderts auch andere seefahrende Nationen, insbesondere die Franzosen, die Holländer und die Engländer herbeikamen, um sich an der großen Jagd auf Indiens Reichthum zu betheiligen, und wie dann nach und nach die Macht der ersten Eroberer von allen Seiten zusammenstürzte, da kam auch der jesuitische Besitz zu Falle. Darauf jedoch, so wie: auf welche Weise es die Jesuiten während der Zeit ihres Glanzes in Indien trieben, werde ich im vierten, fünften und siebten Buche zu sprechen kommen; für jetzt genügt es, zu wissen, daß die Gesellschaft Jesu in religiösen und kirchlichen Dingen über hundert Jahre lang die Alleinbeherrscherin Indiens war.

Ganz eben so glückte es ihnen auch in Japan, obwohl mit weit größerer Mühe, als in Indien, und schon im Jahr 1573, also nur einundzwanzig Jahre nach Kavier's Tode, durften sie sich rühmen, fast in der Hälfte der hundert kleinen Königreiche, in welche das große Kaiserthum getheilt war, größere Niederlassungen zu besitzen. Ueberdem war es eine Thatsache, daß damals bereits über zweihunderttausend Japanesen — unter dieser Zahl sind die Weiber und Kinder nicht mitbegriffen — zu ihrer Fahne geschworen hatten, und man kann es daher nicht bloß als eine reine Ausschneiderei betrachten, wenn sie den Päpsten zu Rom stolz zuriefen, daß sie nicht ruhen würden, als bis sie ganz Japan unter die Herrschaft des Christenthums gebracht hätten. Wem verdankten nun aber die Jesuiten diesen großen Erfolg? Einzig und allein

ihrer Klugheit und dem Umstande, daß Japan kein einiges und einziges, von nur einem Monarchen beherrschtes Reich bildete. Schon dem Franz Xavier hatte es eingeleuchtet, daß er sich in die Japanesen schicken müsse, wenn er sie für seine Sache gewinnen wolle, und deswegen war er, wie wir gesehen haben, als Bonze aufgetreten. Ganz dieselbe bequeme Moral befolgten auch seine Gefährten, die er in Japan zurückließ, nämlich Come von Torrez, Juan Fernandez, Cosmos oder was sie sonst für Namen führen mochten, und Jeder hütete sich wohl, wie man sagt: mit der Thüre in's Haus zu fallen. Der Platz sollte nicht im Sturme genommen werden, sondern ganz sachte, auf allen Vieren kriechend und von Laufgräben gedeckt, rückten die heiligen Väter vor und überdem stellten sie der Besatzung so leichte und angenehme Bedingungen, daß diese fast gar nicht umhin konnte, sich zu ergeben. Erlaubten die Väter Jesu ihren Täuflingen ja doch sogar auch nach der Bekehrung die heidnischen Pagoden zu besuchen und sich vor ihren Göttern, dem Jebischu, dem Daitoku, dem Jakiman, dem Fottei oder wie sie sonst hießen, anbetend niederzuwerfen, wenn sie diese Huldigung und Verehrung nur „in Gedanken“ auf Christum übertragen! Doch wäre die Eroberung sicherlich nicht so leicht und ohnehin nicht in so großem Umfange möglich gewesen, wenn nicht die Zerissenheit des großen Reichs dazu verholfen hätte. Jeder der verschiedenen Unterkönige nämlich suchte nur seine eigene Vergrößerung, nicht die des gemeinschaftlichen Vaterlandes, und somit herrschte eine ewige Eifersucht, ein immerwährender Neid und Haß unter diesen Duodezregenten. Keinem von ihnen lag etwas anderes mehr am Herzen als die Unterdrückung oder doch Verkleinerung des Nachbarn, und jedes Mittel, welches hiezu führen konnte, hieß man von Herzen willkommen. Insbesondere glaubten sich einzelne dieser kleinen Despoten einen großen Vortheil davon versprechen zu dürfen, wenn sie mit der seefahrenden Nation der Portugiesen in Handelsverbindungen träten, oder wenn es ihnen gar gelänge, ein Bündniß mit diesen tapfern Männern, welche so eben Ostindien erobert hatten, einzugehen. Durch wessen Vermittlung aber konnten derartige Verbindungen besser und leichter hergestellt werden, als durch die der Jesuiten? Denn Letzteren — ich verweise

den Leser auf die Aufnahme, welche Franz Xavie bei Eduard von Gama im Seehafen von Bungo fand — wurde ja überall von den portugiesischen Seeleuten mit fast knechtischer Unterwürfigkeit begegnet und wo nur immer ein portugiesisches Schiff in einem japanesischen Hafen ankerte, da durften die Söhne Loyola's gewiß sein, daß sich dessen Kapitän ihnen zur Verfügung stellte, dieweil ja ihr Orden damals am Hofe von Lissabon allmächtig war. Demgemäß beeilten sich nicht wenige der obgenannten Unterkönige, die Loyoliten so freundlich als möglich aufzunehmen und ihnen nach dem Grundsatz: „Eine Hand wäscht die andere“, so viel Vorschub, als sie nur immer konnten, zu leisten. Ja, einige von ihnen ließen sich sogar selbst taufen, durch welches Beispiel die Unterthanen natürlich verleitet wurden, ein Gleiches zu thun, und verbanden dann mit der Taufhandlung meist eine größere Schenkung von liegenden Gründen, auf welchen die Jesuiten sich bleibend ansiedeln, respektive Collegien und Residenzen anlegen konnten! So erfahren wir z. B. vom Könige von Omura, daß er den Jesuiten anno 1562 die Stadt Vocoxiura mit allen Dörfern auf zwei Stunden in der Runde eigenthümlich überlassen habe, und wenn andere Fürsten auch nicht gerade so weit gingen, so schenkten sie den Missionären wenigstens die sämtlichen Klöster, nach welchen es dieselben gelüstete. Kurz also, die Jesuiten erlangten nach wenigen Jahrzehnten eine außerordentliche Macht in Japan — selbst in Miaco, dem Sitz des Dairi, errichteten sie ein Collegium nebst einem Noviciate — und wie sie sich derselben einmal bewußt waren, benützten sie dazu, um den ihnen feindseligen Regenten damit zu drohen. Was sage ich: zu drohen! Das ist ein viel zu gelinder Ausdrück, denn vom Drohen kam's nur zu oft zum Handeln, das heißt, die schwarzen Kulte verleiteten die bekehrten Fürsten zum Angriff auf die nichtbekehrten und verwendeten ihre ganze Macht dazu, den ersteren zum Siege zu verhelfen. Ganze Bände voll könnte man von diesen Machinationen, von diesem immerwährenden Schüren und Hezen der Japanesen gegen einander schreiben, und die Folge davon war, daß die damalige Geschichte von Japan nichts ist als eine fortlaufende Reihe von Aufzuehren, Empörungen, Kriegen und Niedermezelungen; jeder dieser Bruderkriege aber und jede dieser Empörungen

verhalf den Jesuiten zu neuen Triumphen, und endlich brachten sie es gar so weit, daß drei von ihnen bekehrte Könige, nämlich die von Bungo, Arima und Omura, unter ihrer Führung anno 1585 eine glänzende Gesandtschaft an den damals regierenden Papst Gregor XIII. abordneten, um dem Haupte der Christenheit ihre Huldigung darzubringen. Das war ein Ruhm! Wahrhaftig, solche Resultate konnten alle übrigen Orden zusammen nicht aufweisen; allein der Papst erwies sich auch dankbar und verbot sofort durch eine eigene Bulle allen sonstigen Mönchen und Geistlichen „bei Strafe des großen Bannes ohne ausdrückliche Erlaubniß des heiligen Stuhles nach Japan zu gehen, um daselbst irgend eine geistliche Verrichtung, welche es auch immer sei, auszuüben.“ Hiedurch wurde Japan den Jesuiten zur ausschließlichen Ausbeutung überlassen, und daß diese eine solch außerordentliche Bevorzugung zu benützen verstanden, wird man sich wohl denken können. Doch was gewann dadurch das Christenthum? Sicherlich nichts oder vielmehr eitel Schaden, denn das von den Jesuiten auf Japan gelehrt Christenthum hatte von diesem nur den Namen, nicht aber auch den Inhalt, wie dieß schon daraus erhellt, daß die Loyoliten für die Japanesen ein eigenes Leben Jesu fabricirten, in welchem sie den Sohn des Weibes eines Zimmermanns im Purpur zur Welt kommen, als König Judäa's herrschen und auf dem Paradebett in aller Monarchenglorie sterben ließen.*) Noch weniger geschah für die Erziehung der getauften Japanesen, sondern man ließ denselben geffentlich den alten Aberglauben nebst allen ihren verdorbenen Sitten und den Lastern der Wollust.

Weit schwerer als nach Japan wurde es den Jesuiten nach China vorzubringen, denn dieses Reich war damals für alle Fremden noch fest verschlossen und das gewaltige Thor wollte sich weder durch List noch durch Gewalt öffnen

*) In den Jahren 1633—1638 bereisten die frommen Geistlichen Antonius v. St. Marie, Franz v. Alameda und Jean Baptist Morales auf Befehl des Papstes den ganzen Orient und in ihrem Berichte steht es schwarz auf weiß, daß es den Japanesen von den Jesuiten gestattet war, alle frühere Göhdienerei fortzutreiben und das Christenthum nur heimlich zu üben. Die Jesuiten läugneten dieß auch gar nicht, sondern erwiederten vielmehr: die Apostel hätten den bekehrten Juden und Heiden gegenüber dieselben Mittel angewandt.

lassen. Franz Xavier selbst starb, wie wir wissen, Angesichts seiner einladenden Küsten und ebenso erging es noch mehreren seiner Ordensbrüder, insbesondere den Patribus Michael Ruggieri und Pazzio, welche sich dreißig Jahre hindurch abmühten, von Goa oder Macao aus „den chinesischen Felsen (wie sich Bruder Valignano ausdrückte) zu ersteigen“; aber endlich sollte diese schwere Aufgabe doch Einem von ihnen gelingen und zwar war dieser Eine kein anderer als der berühmte Mathias Ricci. In demselben Jahre geboren, in welchem Xavier starb, nämlich am 6. Oktober 1552 — sein Geburtsort war die Stadt Macerata in der Mark Ancona — zeigte er schon sehr frühe große Anlagen und ging, nachdem er sich in den alten Sprachen ein wenig umgesehen, anno 1568 nach Rom, um da die Rechte zu studiren. Dort lernten ihn die Jesuitenpatres, insbesondere Lainez und Salmeron, kennen und ihren fortgesetzten Bemühungen gelang es, den hochbegabten Jüngling für ihren Orden zu gewinnen. Neunzehn Jahre alt wurde er Novize im Collegium Romanum und begann dort den gewöhnlichen Cursus durchzumachen, allein bald erkannte der Pater Valignano, der damalige Vorstand des Novizhauses, daß der junge Mathias ein besonderes Talent für die Mathematik und Mechanik besitze und — wer war nun erfreuter, als die Herren Jesuitenpatres? Seit mehreren Jahren schon fahndeten sie nach einem solchen Talente, denn aus den von Indien und Japan einlaufenden Berichten hatte ihr General in Erfahrung gebracht, daß die vornehmeren Chinesen eine besondere Vorliebe für die sogenannten exakten Wissenschaften, nämlich für die Mathematik, die Chemie und die Astronomie, so wie auch für die mechanischen Künste hätten und daß Jeder, der sich hierin ungewöhnlich auszeichne, bei ihnen bald zu hohen Ehren glange. Darum wurde es auch sofort beschlossene Sache, einen mit derartigen Kenntnissen wohl ausgerüsteten Jesuiten im Gewande eines chinesischen Gelehrten in's „Reich der Mitte“ zu senden und — war es nun nicht natürlich, daß die Leiter des Ordens hoch aufjubelten, als sie endlich das längst gesuchte Talent fanden? Augenblicklich wurde also das Studium der Theologie bei Ricci auf die Seite geworfen, um dagegen den Unterricht in der Mathematik, Chemie und Astronomie

zu beginnen, und man bot zu diesem Behufe die berühmtesten Lehrer und Professoren, welche es damals in Rom gab, auf. Ueberdem unterwies man den jungen Novizen in allen mechanischen Künsten, so besonders auch in der Kunst physikalische Instrumente zu verfertigen, und selbst die Uhrmacherkunst ward nicht vernachlässigt; Ricci aber begriff alles mit einem wunderbaren Genie und zwar ebensowohl in der Praxis, als in der Theorie. Trozdem brauchte er volle acht Jahre, bis er sich vollständig ausgebildet hatte, und nun erst schiffte er sich nach dem Oriente ein. Doch auch jetzt noch nicht unmittelbar nach China, sondern vorerst nach Goa, dem Haupt- und Mittelpunkt der asiatischen Mission. Hier, in dem Collegium des heiligen Paulus sollte die letzte Hand an seine Erziehung gelegt werden und insbesondere sollte er hier die chinesische Sprache so gut erlernen, daß er fähig wäre, für einen Eingebornen des himmlischen Reichs gehalten zu werden. Er that es mit unermüdblichem Eifer, und endlich nach weiteren vier Jahren wurde er auch damit fertig. Jetzt aber ließ er sich durch nichts mehr zurückhalten, sondern schiffte sich im September 1583 in der Kleidung eines Lama oder Fo-Priesters (Fo ist nur ein anderes Wort für Buddha und ein Lama oder Fo-Priester bedeutet also in China dasselbe, was Bonze in Japan) nach China ein, wo er sofort in einem kleinen Seehafen mit Namen Tschao-tcheu an's Land stieg. Nach Canton nämlich oder in eine andere große Seestadt wagte er sich für den Anfang nicht, aus Furcht, für einen Europäer erkannt zu werden, sondern er hielt es vielmehr für's Klügste, recht unbedeutend von unten herauf anzufangen, und beschwugen hatte er auch jenes bescheidene Lamagewand angezogen.

Die ersten Jahre brachte er damit zu, daß er der Jugend Unterricht in der Mathematik so wie in den übrigen von ihm erlernten Wissenschaften erteilte, und bald gewann er sich dadurch das Zutrauen seiner Umgebung. Auch wußte er einige höher gestellte Gelehrte und Beamten — dieselben heißen in China „Mandarinen“ — für sich zu interessiren indem er eine geographische Charte vom Himmlischen Reich entwarf, was etwas in China bis jetzt Unerhörtes war. Für seinen eigentlichen Zweck aber, das ist für die Be-

kehrung der Chinesen zum Christenthum, wagte er vor der Hand nicht viel zu thun, wenigstens nicht öffentlich, sondern er begnügte sich vielmehr damit, daß er in den Zwischenpausen seiner Lehrstunden einige Punkte des christlichen Glaubens miteinfließen ließ und zwar lauter solche, die mit den religiösen Ansichten der Chinesen nicht im Widerspruche standen. In jenem großen Reiche gab es nämlich damals — und gibt es auch jetzt noch — zwei Religionsysteme, welche neben einander bestanden, ohne sich gegenseitig anzuseinden, und jedes dieser Systeme besaß das gleiche Recht der Existenz; jedes wurde vom Kaiser und seinen Beamten auf gleiche Weise beschützt. Das eine derselben, die Buddha-Religion oder, wie man in China sagt, die Religion des Fo, kennen wir bereits von Japan her, und ich habe daher nichts mehr darüber zu sagen, als daß seine Anhänger sich hauptsächlich unter dem gemeinen Volke befanden, denn es ist die Religion der Vielgötterei, der Mönchs- und Nonnenklöster, des Wunder- und Aberglaubens.*) Das andere Religionsystem war das des Confucius, oder besser gesagt des Kong-ju-tse und sein Inhalt bestand — und besteht, wie ich schon oben bemerkte, auch jetzt noch — aus einer reinen Moral, welche mit der des Christenthums ungemein viel Aehnlichkeit hat. Auch erweisen die Anhänger dieses Systems — und unter diese gehören meist alle Gebildeten, so wie insbesondere auch der ganze Hof nebst den sämtlichen Mandarinern von der niedersten bis zur höchsten Stufe — dem Stifter desselben göttliche Ehre, obwohl sie zugeben, daß er ein bloßer Mensch gewesen sei, verwerfen dagegen alle Abgötterei nebst den Wundern und dem sonstigen heidnischen Religionsauspuß. Unter solchen Umständen nun war es dem Ricci leicht, die im Christenthum niedergelegten moralischen Grundwahrheiten in seinen Unterricht mit einfließen zu lassen, ohne bei irgend einem Chinesen anzustoßen, und er konnte sogar soweit gehen, „expresß für die Chinesen einen christlichen Katechismus zu verfassen“, denn alles was in diesem Büchlein stand, harmonirte vollkommen

*) Als ein drittes Religionsystem wird nicht selten noch der sogenannte Tao-glaube oder „die Religion des rechten Wegs“ genannt, allein dieses System ist längst mit dem Buddhismus fast gänzlich verschmolzen und ich glaube daher seiner nicht noch insbesondere erwähnen zu müssen.

mit der Lehre des Confucius. Dagegen aber hüttete er sich gar wohl, irgend einem seiner Schüler etwas von der Dreieinigkeit, oder von der Geburt und Himmelfahrt Christi, oder von der Erlösung, oder von sonst einem christlichen Mysterium zu sagen, und in dem bewußten Katechismus war ohnehin alles Derartige weggelassen. Man sieht also, daß er mit einer doppelten Klugheit verfuhr, einmal: indem er vom Christenthum nur so nebenbei hie und da etwas einfließen ließ, und zum andern: indem er dieses Christenthum den chinesischen Begriffen anpaßte — mit andern Worten: indem er es chinesisch ummodelte.

Nachdem nun übrigens Ricci verschiedene Jahre lang in Tschao-tcheu und Umgegend gewirkt und sich mit den chinesischen Sitten und Gewohnheiten hinlänglich vertraut gemacht hatte, ging er in's benachbarte Königreich Kiang-Sy, sowie etwas später nach Nanking und trat da in der reichen Kleidung eines Schriftgelehrten der Konfutsereigion auf, indem er zugleich als Arzt practicirte. In letzterer Eigenschaft wurde er mit einem Mandarin von sehr hohem Range bekannt, der ihn seines Kranken von den chinesischen Medicinern falsch behandelten Sohnes wegen rufen ließ, und da es ihm gelang, diesen Sohn herzustellen, so lud ihn der Mandarin zu sich nach Peking, der Hauptstadt des chinesischen Reiches, ein. Das war es, was Ricci schon längst zu erreichen gestrebt hatte, und er folgte also dem Rufe anno 1595 mit dem freudigsten Eifer. Auch wußte er sich unter den Tittichen seines hochstehenden Protectors bald mit der vornehmen Welt der Residenz bekannt zu machen und Jedermann staunte über die merkwürdigen Kenntnisse, die er an den Tag legte. Insbesondere übrigens trachtete er darnach, sich Freunde bei Hof zu erwerben, um durch diese bei dem Kaiser selbst eingeführt zu werden, und damit er diesen Zweck um so gewisser erreiche, begegnete er selbst den geringsten Hofbediensteten mit einer kriechenden Schmeichelei, während er es bei andern — je nachdem ihr Charakter war — mit Präsenten und Bestechung versuchte. Endlich, aber erst anno 1601, erzählten Einige von der nächsten Umgebung Van-Lies — so hieß der damalige Kaiser — dem Letztern so viel von den Wundern, über welche

der gelehrte Ricci verfüge, insbesondere von einer Glocke, die von selbst schlage, daß der Monarch begierig wurde, das Wunderwerk zu sehen, und den Besitzer desselben vor sein Antlitz zu bringen befohl. Ricci erschien und brachte dem Monarchen nicht nur „die von selbst schlagende Glocke,“ d. h. eine von ihm gefertigte Schlaguhr, die sehr schön aussah, sondern auch noch einige andere, namentlich physikalische Seltenheiten, von denen man in China bis jetzt noch nichts gewußt hatte. Er brachte sie aber natürlich nicht „zum bloßen Beschauen“, sondern er legte sie dem Monarchen als Präsent zu Füßen und dieser war so erfreut darüber, besonders über die Uhr, daß er nach der gnädigen Entlassung des verkleideten Jesuiten mehrere Stunden damit zubachte, den Gang des Räderwerks zu besehen, die Zeiger umzudrehen und dem Glockenschlage zu lauschen. Ja damit nicht zufrieden, befahlen Seine Majestät sofort seine Frauen nebst der Kaiserin Mutter herbeizuholen, damit diese das Wunderwerk ebenfalls beschauen könnten, und nun ging der Jubel erst recht los. Allein — o weh — durch das ewige Betasten, Schlagenlassen und Aufziehen kam das künstliche Werk in Unordnung und blieb sofort pöthlich stehen. Wan-Lië war trostlos über dieses „erloschene Leben“ und rief dem schnell herbeigeholten Ricci mit kläglichem Stimm zu: „sie ist todt!“ Aber der Jesuit tröstete ihn mit den Worten: „sie soll wieder leben, wenn der Sohn des Himmels (so titulirt man in China den Kaiser) es befiehlt,“ nahm die Uhr mit nach Hause und stellte sie richtig nach wenigen Stunden ohne viele Mühe wieder her.

Von nun an hatte Ricci, was man sagt, gewonnenes Spiel, denn der Kaiser konnte seiner nicht mehr entbehren, oder vielmehr Ricci wußte sich Seiner Majestät unentbehrlich zu machen. Einmal nämlich benützte er die Schwachheit des Monarchen für das Uhrenspielwerk, um sich von demselben den Auftrag geben zu lassen, deren noch eine ganze Parthie anzuschaffen, und wie nun die Uhren von den Patribus, die Ricci zugleich von Goa mitverschrieb, begleitet ankamen, so mußte er natürlich die Stelle eines Uhrenoberaufsehers versehen, denn wer außer ihm hätte diese vielen und verschiedenen Werke aufziehen und in Ordnung halten können? Zum

zweiten zeigte es sich nun, daß der Vater Mathias auch in einer andern Lieblingwissenschaft des Kaisers gar wohl bewandert sei, nämlich in der Astronomie, und endlich zum dritten verstand es der kluge Loyolite, nach und nach seine Kenntnisse in der Chemie und Mathematik ebenfalls im glänzendsten Lichte zu zeigen. Solch ungewöhnlich viele Begabungen verdienten doch gewiß eine Anerkennung und Vanz-Liö konnte also nicht umhin, dem Vater die Auszeichnung eines Hofmandarinen, d. i. eines höheren Hofbeamten, zu geben. Ueberdem schenkte er ihm ein großes Haus in der Stadt, um darin ein Collegium zu errichten und begabte dasselbe mit großartigen Einkünften, denn es sollten darin Astronomen, Mathematiker, Chemiker, Optiker und andere Künstler aller Art erzogen werden. Ein christliches Colleg war es also nicht und überhaupt keine Erziehungsanstalt für künftige Priester, sei's dieser oder jener Religion; aber eine sehr gelehrte Anstalt war es und eine sehr erquiste dazu, weßwegen auch die Vornehmsten unter den Bewohnern Pekings ihre Söhne dahin sandten, damit sie so geschickte Leute würden, wie Mathias Ricci und seine frisch angekommenen Gefährten. Natürlich jedoch wurde der christliche Religionsunterricht deswegen doch nicht ganz ausgeschlossen; nur war es ein solcher, durch welchen die jungen vornehmen Herren nebst ihren Mandarinenvätern nicht vor den Kopf gestoßen werden konnten. Im Gegentheil — Ricci und seine Gefährten lehrten nur, was Confucius auch gelehrt hatte, und wiesen deshalb auch diesem Religionsstifter seinen gebührenden Platz im Himmel an. Ebenso hüteten sie sich wohl, die bisherigen Gebräuche und Gewohnheiten der Chinesen irgendwie anzugreifen oder auch nur einen leisen Tadel auf sie zu werfen, sondern sie gestatteten vielmehr ihren Schülern ganz so fortzuleben, wie sie es bisher gewohnt waren. Dieselben durften z. B. nach wie vor ihre Hausgötzen — wenn sie welche hatten — anbeten; sie durften dem Laternenfeste, dem Seelenfeste, dem Feste des Phelo und was dergleichen allen Chinesen gemeinsame Religionsfeierlichkeiten mehr sind, nach wie vor beiwohnen; sie durften bei den Gräbern der Verwaisten opfern und sich, wenn sie krank wurden, mit dem Luin versehen, d. i. mit dem geschriebenen

Passe-par-tout, welchen die Lamapriester für die andere Welt ausstellen; sie durften sogar, wenn sie mannbar geworden waren, der Sitte der Vielweiberei huldigen und sich Frauen oder Kebsweiber nehmen, so viel sie wollten; ja selbst ihre eigenen Schwestern durften sie sich in's eheliche Bett legen, wenn sie anders eine Gelüste darnach trugen, und eine weitläufigere Verwandtschaft bildete ohnehin kein Hinderniß für die Heirath. Solches alles und noch viel Mehres durften sie thun — und die Jesuitenpatres machten von all' diesen Ceremonien und Sitten, um nicht anzustoßen, den größten Theil selbst mit*) — wenn sie sich nur taufen ließen und erklärten, Christen sein zu wollen! Man machte es ihnen gewiß so leicht und bequem als möglich; man verlangte gewiß so wenig als möglich von ihnen! Dagegen aber versprach man ihnen so unendlich viel, daß es ein Meertwunder gewesen wäre, wenn dieselben nicht zugegriffen hätten. Man versprach ihnen für dieses Leben alle Wissenschaften Europas, vermittelt deren Kenntniß sie sich über alle ihre Landsleute erheben konnten, so daß für die Zukunft der Kaiser nur aus ihrer Mitte seine Statthalter, seine Generale, seine Minister wählen durfte! Man versprach ihnen für jenes Leben eine ewig andauernde Glückseligkeit und einen so gloriosen Sitz im Dien, d. i. im Himmel oben, daß die übrigen Seelen, selbst die, welche nicht in der Hölle brieren, sie sämmtlich darum beneiden mußten! Und für alles das kein weiteres Opfer, als die Erklärung, von nun an ein Christ heißen zu wollen? Nein, nicht mehr, ich wiederhole es, nur war mit dieser Erklärung auch, wie sich von selbst versteht, die Verpflichtung verbunden, keinen andern Gewissensrath mehr zu haben, als nur allein die Jesuitenpatres! Darin lag die Pointe, denn wenn die Herren Patres erst die Beichtväter und Gewissensräthe einer Familie wurden, dann war

*) Dieß gesteht der Jesuit Ignaz Lobo in einem vom 19. Sept. 1635 datirten und an den Franciscanerpater Antonio de Saint Marie gerichteten Briefe selbst ein. Ueberhaupt bemerke ich hier einmal für allemal, daß was hier von der Christenlehre der Jesuiten in China erzählt wird, nur ein Auszug aus den Berichten der Jesuiten selbst ist, wie z. B. aus dem großen Werke des Du Halde über China, aus den Denkschriften der Patres Le-Comte und Martini, aus den Berichten des Pater Michael Boym, so wie aus den hinterlassenen Papieren Ricci's selbst. Es handelt sich also hier nicht von Andichtungen, die von Jesuiten-Feinden ausgingen, sondern von Wahrheiten, welche die Jesuitenmissionäre selbst zugestanden.

es so viel, als wenn die sämmtlichen Mitglieder dieser Familie ihnen den Unterthaneneid geschworen hätten!

Auf diese Art gelang es dem Mathias Ricci, sich nach und nach eine äußerst einflussreiche Stellung am Hofe zu Peking zu erwerben und in Folge dessen wurde es ihm nicht nur erlaubt, nächst dem Collegium eine Kirche zu erbauen, sondern er durfte auch in andern Städten des großen Reichs durch seine Gefährten, deren er von Goa immer mehrere heranzog, Collegien und Kirchen einrichten lassen. Deswegen dürfen wir aber doch durchaus nicht glauben, daß er nicht auch mit vielen Hindernissen zu kämpfen gehabt habe. Im Gegentheil thaten insbesondere die Priester der Fo-Religion alles, was in ihren Kräften stand, um ihn und seine Gefährten zu verdächtigen, und es kam z. B. in Canton anno 1608 so weit, daß der dortige Stadthalter dem Pater Franz Martinez eine Bastonnade geben ließ, unter welcher er den Geist aufgab. Auch dem Pater Longobardi wäre beinahe dasselbe Schicksal zu Theil geworden und den Ricci selbst hätte um ein Kleines eine von dem Großbonzen in Peking angezettelte Kabale gestürzt; allein er wußte die Freundschaft, die der Kaiser für ihn hegte, so gut zu benutzen, daß er stets schließlich triumphirte und der ihm und seinen Gefährten zuge dachte Sireich auf seine Feinde zurückfiel.*) Im großen Ganzen genommen hatte also seine Mission einen wirklich außerordentlichen Erfolg und als ihn anno 1610 der Tod nach einer mehr als siebenundzwanzigjährigen Wirksamkeit in China hinwegraffte, durfte man mit Recht von ihm rühmen, daß er im Reich der Mitte so viel oder gar noch mehr geleistet habe, als Franz Xavier in Indien und Japan. Freilich keineswegs für das Christenthum, denn was er lehrte, hatte von diesem fast nur den Namen und wich insonderheit von den Glaubenssätzen der römisch-katholischen Kirche total ab; wohl aber für seinen Orden, weil er ihm eines der größten

*) Die Hofintrigue, auf die ich oben anspielte, machte er durch einen wirklichen Meisterstreich zu Schanden, indem er den Großbonzen beim Kaiser verdächtigte, eine Schmähschrift, die eben in Peking über den Hof circulirte — eine Schrift, die wahrscheinlich ihn selbst zum Autor hatte —, nicht bloß verbreitet, sondern auch verfaßt zu haben. In Folge dieser Verdächtigung erhielt nämlich der Großbonze die Bastonnade und zwar in solchem Grade, daß er unter derselben starb. Auch der Gouverneur von Canton, welcher den Pater Martinez so übel behandelte, kam schlecht weg, denn er wurde wegen dieser seiner Uebereilung auf ein geringeres Gouvernement verlegt, und mußte noch froh sein, mit einer solch gnädigen Strafe davonzuschlüpfen.

Länder der Welt eröffnete, in welchem es der Macht, des Ruhmes und des Reichthums, wenn man es geschickt angriff, eine unendliche Menge zu ernten gab.*)

Nicht lange nach Mathias Ricci's Tode starb auch sein großer Beschützer, der Kaiser Wan-Lié, und unter seinem Nachfolger Tien-Ki, welcher übrigens nicht lange regierte, versuchten es die einheimischen Priester auf's neue und zum öftern, ein Decret zu erlangen, welches den eingebrungenen Fremdlingen das Handwerk lege. Intrigue spielte gegen Intrigue, Verläumdung gegen Verläumdung, Anklage gegen Anklage, und das eine Mal schien diese, das andere Mal jene Parthie die Oberhand gewinnen zu wollen. Natürlich übrigens hätte es allzu wenig Interesse für die Leser, wenn ich über alle diese Dinge in nähere Details eingehen wollte und somit bemerke ich nur, daß die Jesuiten wenigstens einmal nahe daran waren, gänzlich zu unterliegen. Der Statthalter des Königreichs Kiang-Nan nämlich, welcher in Nanking residirte, erklärte sich anno 1615 zu ihrem besonderen Feinde und verfaßte nicht nur eine weitläufige Denkschrift gegen sie, welche er an den Hof einsandte, sondern begann auch mit ihrer Ausreibung, ohne erst höhere Genehmigung abzuwarten. Darin folgte ihm der Gouverneur der angrenzenden Provinz Quang-Tong nach und nun erlitten die in diesen Theilen des ungeheuren Reichs befindlichen Jesuiten die grausamsten Verfolgungen. Man schloß ihre Collegien, riß ihre Kirchen nieder, warf sie selbst in harte Gefängnisse, gab ihnen die Bastonnade und schloß damit, daß man sie wie Waarenballen in ein Schiff packte, um sie außer Lands nach Macao zu transportiren. Man hätte nun erwarten sollen, daß der Hof von Peking hiegegen eingeschritten wäre, weil die Jesuiten daselbst immer noch als Mathematiker, Astronomen, Chemiker, Musiker und Mechaniker in großem Ansehen standen; allein dieß geschah nicht nur nicht, sondern das Nanking'sche Ausweisungs-

*) Der beste Beweis, wie wenig den Ricci das Christenthum kümmerte, liegt in seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Er schrieb nämlich für die Chinesen und zur Unterstützung seiner Mission unter denselben folgende Werke: 1) Die praktische Mathematik des Clavius. 2) Die sechs ersten Bücher des Euclid. 3) Die Sphäre des Euclid. 4) Eine Abhandlung über Physik. 5) Eine Methode, Sonnenuhren zu machen. 6) Die Art, wie man sich des Astrolabiums zu bedienen hat. 7) Ueber den Gebrauch der Spinette. 8) Einen Katechismus der Moralphilosophie — denselben, in welchem er sein „chinesisches Christenthum“ niederlegte. — Ich denke, aus dieser Hinterlassenschaft wird man „den Apostel für China“ am besten beurtheilen können.

decret wurde sogar bestätigt, wahrscheinlich, weil die oben angeführte Denkschrift des Statthalters von Kiang-Man sich auf unwiderlegliche Anklagepunkte — die Jesuiten selbst beobachteten in ihren sonst so detaillirten Nachrichten über China hierüber stets das unverbrüchlichste Stillschweigen — stützte. Dagegen traten nun politische Ereignisse ein, welche die frommen Väter urplötzlich wieder zu größeren Ehren brachten, als sie je zuvor genossen hatten.

Schon längst nämlich hatten sich die Tartaren, ein ebenso zahlreicher als tapferer Volksstamm, dessen Wohnsitze an den nördlichen Grenzen des Reichs lagen, den chinesischen Kaisern furchtbar gemacht und letztere konnten sich der Einfälle dieser Nomadenhorden stets nur mit der Ausbietung all' ihrer Kräfte erwehren. Ein solcher Einfall fand nun auch im Jahr 1618 statt und der Chan der Tartaren, der Dieb „Thien-Min“, wie ihn die chinesischen Geschichtsschreiber nennen, drang fast bis unter die Mauern von Peking vor. Der Kaiser kam in die höchste Noth, denn seine eignen Soldaten schlugen sich schlecht und es stand also zu befürchten, daß Peking selbst in die Hände des Feindes fallen würde. Da gab der Mandarin Seu, einer der höchsten Staatsbeamten des Reichs, welchen die Jesuiten durch seine fromme Tochter Kandide — diese war von ihnen gelaugt worden und wird von ihnen als eine förmliche „Heilige“ geschildert — ganz in ihrer Gewalt hatten, dem Monarchen den Rath, sich von den frommen Patribus portugiesische Offiziere und besonders Artilleristen zu erbitten, um durch deren überlegene Kriegskunst den Feind zu schlagen, und darauf ging der Kaiser mit Freuden ein. Auch willfahrten ihm die Jesuitenpatres auf's bereitwilligste — jedoch, wie man sich leicht denken kann, nur unter gewissen Bedingungen, unter welche namentlich auch die solenne Aufhebung des Nanking'schen Verbannungsdecrets gehörte — und die Folge war, daß sie nach glücklicher Verjagung der Tartaren das Herz des Kaisers und mit demselben den Schlüssel zur Regierung vollständig in die Hand bekamen. Man gab ihnen also jetzt wieder vollkommen freie Hand, in allen Städten des Reichs Collegien zu errichten und Kirchen daneben zu erbauen, und daß sie hievon den ausgedehntesten Gebrauch machten, daran wird kein Vernünftiger zweifeln. Die Tartareneinfälle

Hörten übrigens mit der Niederlage Thien-Min's nicht auf, sondern erneuerten sich vielmehr unter dem Kaiser Hoai-tsong, dem Nachfolger Tien-Ki's, noch viel stärker als zuvor und Hoai-tsong kam dadurch hart in's Gedränge. Noch schlimmer wurde es, als der Prinz Li-tse-tsching einen Aufruhr erregte und mit Unterstützung von siebzigtausend Tartarenreitern bis Peking vordrang. Von längerem Widerstand konnte da keine Rede mehr sein und in der Verzweiflung entleibte sich Hoai-tsong in seinem Palaste mit allen seinen Weibern, worauf sofort Li-tse-tsching Besitz vom Throne nahm. Allein wenn ihm nun auch die Hauptstadt huldigte, so geschah dieß doch nicht von Seiten der Provinzen, und es entstand dadurch eine so gränzenlose Verwirrung im chinesischen Reiche, daß bald kein Mensch mehr wußte, wer Koch oder Kellner sei. Tief war der Jammer unter allen Vaterlandsfreunden und noch tiefer die Noth des Volks; die Jesuiten dagegen rieben sich vor Vergnügen die Hände, denn sie wußten im Trüben zu fischen und versprachen jedem der verschiedenen Prätendenten, die sich um die Herrschaft stritten, gegen gewisse Zusagen goldene Berge. Insbesondere hervorstechend benahmen sich dabei die beiden Patres Cofler und Schall, und es ist in der That der Mühe werth, dieses Betragen ein wenig näher zu beleuchten, da beide — obwohl natürlich nicht auf eigene Faust, sondern auf Befehl ihres Generals in Rom, der stets alle Fäden der Maschinerie in der Hand hielt — in ganz entgegengesetzten Lagern wirkten.

Pater Cofler nämlich fand sich alsobald, als Tum-Liö, ein Enkel des Kaisers Van-Liö's, sich in der Provinz Chan-Sy zum Kaiser ausrufen ließ, bei letzterem ein und brachte den Doktor Lucca, einen guten Genieoffizier und noch besseren Jesuiten, sowie noch verschiedene andere Patres, worunter auch den Martin Boym mit sich. Ueberdem befanden sich auch einige weltliche Portugiesen, lauter Offiziere, welche ihm der Statthalter von Macao sandte, in seinem Gefolge und somit konnte er schon mit einiger Ostentation austreten. Das that er denn auch und Tum-Liö wurde dadurch mit Leichtigkeit auf den Glauben gebracht, daß es ihm nicht schwer fallen werde, sich ganz China zu unterwerfen, sobald er sich ganz auf die Seite der Christen stelle. Es war dieß ja bereits eine

großmächtige Partei und Cosler sagte ihm deren einmüthigen Beistand zu, sobald Tum-Lié darein willige, sich selbst mit Weibern und Kindern taufen zu lassen. Der Letztere besann sich eine Weile, denn er wußte doch nicht, ob er nicht durch eine solche Handlung die große Masse des Chinesischen Volkes allzusehr vor den Kopf stoße; allein als er die Nachricht empfing, daß seine Truppen vom Feinde geschlagen seien, willigte er ein, wenigstens Frauen und Kinder vor aller Welt taufen zu lassen, wenn er selbst auch „äußerlich“ das Christenthum noch nicht bekannte, wogegen Pater Cosler, sofort ein Christliches Heer unter Lucca's Befehl erstehen lassen sollte. Beides geschah, d. h. die Taufhandlung ging vor sich und Lucca fing an, ein kleines Heer zu sammeln. Die beiden Gemahlinnen Tum-Lié's erhielten die Namen Helena und Anna, und erstere ward sofort veranlaßt, durch den Pater Michael Boym dem Papste Alexander VII. ein vom 4. Dezember 1650 datirtes eigenhändiges Schreiben zu senden, worin sie den heiligsten Vater, den Statthalter Christi auf Erden, versichert, daß ganz China sich in tiefster Ergebenheit ihm unterwerfe*). Der Thronerbe Tam-Tym aber ward „Constantin“ ungetauft und ihm stellte Cosler wörtlich folgendes Horoscop: „das Kind, gleich dem Sohn Gottes um Mitternacht geboren, muß in allem Glück haben und gleich einer Sonne, welche ganz China mit Glück überschütten wird.“

Al' diesem nach sollte man nun natürlich die Ueberzeugung haben zu dürfen glauben, daß die Jesuiten in China es durchaus mit dem Prätendenten Tum-Lié gehalten und insgesammt darauf hingearbeitet hätten, ihm den Sieg über alle seine Thronmitbewerber zu verschaffen. Allein dem war doch nicht so, sondern sie spielten vielmehr bei einem andern Prätendenten ganz die nämliche Rolle, ohne Zweifel, um jedenfalls, mochte schließlich dieser oder jener siegen, die Palme davon zu tragen. Nachdem nämlich Li-tse-tsching Besitz von Peking ergriffen hatte, eilte Ysan-Quei, ein Bruder des letztverstorbenen Kaisers, in die Mantschurei, warb dort mit den mitgenommenen Schätzen ein großes Heer, stellte sich an dessen Spitze

*) Auch dieses Schreiben, auf welches sich die Jesuiten nicht wenig einbildeten, weil es ein Beweis von ihrem hohen Ansehen bei Hofe war, ist ausführlich zu lesen in: „Du Halde, description de la Chine. Tom. III. pag 301 ff.“

fiel in China ein, belagerte Peking und zwang den Li-tse-tsching zur Abdankung. Gleich darauf starb er und hinterließ die Errongenschaft seinem einzigen Sohne Schun-tschin; dieser aber rüstete sich sofort mit aller Macht, die übrigen Provinzen China's ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen und den verschiedenen Prätendenten einmal für allemal ein Ende zu machen. Er war als ein tapferer Feldherr bekannt und da er sich überdem auf seine wohlgeprobte Armee verlassen konnte, so durfte er fast nicht daran zweifeln, daß der Erfolg des zu beginnenden Kampfes ein günstiger für ihn werden müsse. Dessenungeachtet beschloß er, weil er, wie so viele kühne Feldhauptleute vor und nach ihm, dem Glauben an den Einfluß der Gestirne huldigte, vor dem Beginn seiner Operationen das Geschick um Rath zu fragen, und er befahl also dem Jesuiten Adam Schall, welcher den Lehrstuhl der Astronomie am Peking'schen Collegium inne hatte, den Himmel nächtlicher Weile zu consultiren. Schall, als ein anderer Seni, that, wie man von ihm begehrte, und prophezeite dem kühnen Schun-tschin nicht nur den glorreichsten Sieg, sondern auch sowohl für ihn selbst als für seine Nachkommen den vollkommen ruhigen Besitz des ganzen himmlischen Reichs. Nun brach Schun-tschin mit seinem Heere auf, eroberte eine Provinz nach der andern und schlug endlich auch den Tum-lié auf's Haupt. Ja er nahm ihn sogar mit sammt seiner Familie gefangen und ließ ihn wie alle Mitglieder derselben, also auch seinen Erstgeborenen Tam-Tym, welchem Pater Andreas Xavier Cosler doch eine so gloriose Zukunft vorhergesagt hatte, elendiglich erdrosseln; den Jesuiten aber, die bisher am Hofe des Besiegten wirkten, geschah nichts, denn sie waren sämmtlich vorher auf Befehl Schalls, der vom Ordensgeneral insgeheim das Patent eines Generalvikars der chinesischen Mission in der Tasche hatte, in's Lager des Siegers übergegangen.

Auf diese Art verstanden es die Jesuiten, in zwei feindseligen Feldlagern zugleich zu wirken, und es ist kein Zweifel, daß sie insgesammt dem Tum-lié zugelaufen wären, wenn die Glücksgöttin sich ihm günstiger gezeigt hätte. Nun aber priesen sie den großen Schun-tschin hoch, und dieser erwies

sich ihnen so gnädig, daß sie, als er anno 1661 starb, bereits, obwohl noch nicht achtzig Jahre seit der Ankunft Ricci's in China verfloßen waren, nicht weniger als acht und dreißig Collegien und Residenzen nebst hundert und ein und fünfzig Kirchen daselbst besaßen. Am allerweitesten übrigens brachte es der Pater Adam Schall, denn ihm verlieh sein huldvoller Monarch die Würde eines Mandarinen vom höchsten Rang, indem er ihn zugleich zum Oberhaupt der europäischen Bonzen, so wie zum Präsidenten des Tribunals der Mathematiker des Reichs ernannte. Das war eine der höchsten und einflußreichsten Stellen in China, und man sah den Adam Schall nunmehr öffentlich nie mehr anders, als gekleidet in die reichsten Stoffe und überladen mit Edelsteinen, sitzend in einem Palankin, den zwölf Sklaven trugen, vor der Sonne geschützt durch einen ungeheuren Ehrenschild, unter dem ihm zahlreiche Diener Luft zuwedelten, eskortirt von einer Schwadron seiner eigenen Leibwache und angestaunt von der Volksmasse, die ihm ehrfurchtsvollst Platz machte, um nicht mit Bambusschlägen auseinandergetrieben zu werden. Auch schenkte der große Kaiser seinem Günstling, außerdem daß er ihn sonst mit Reichthümern überhäufte, einen großen Palast in der nächsten Nähe der Residenz und besuchte ihn darin mehr als zwanzig Male persönlich, während es bekanntlich in China Etiquette ist, daß die Souveräne in ihrer Erhabenheit nie einen Tritt über die Schwelle eines Unterthans setzen. Ja, um der Sache die Krone aufzusetzen, gab er ihm die Erlaubniß, sich in allen Angelegenheiten stets unmittelbar an den Thron zu wenden — bei allen übrigen Kron- und Hofbediensteten hatte dieß durch das Tribunal der Bittschriften zu geschehen — und vertraute ihm schließlich die Erziehung und Vormundschaft seines erstgeborenen Sohnes und Thronnachfolgers an!

Eine solch großartige Stellung nahm der Jesuite Adam Schall am Hofe zu Peking ein und nicht minder großartig war die Stellung seines Nachfolgers, den ihm der General nach seinem Tode gab, nämlich des ehrwürdigen Paters Verbieft, denn auch er wurde Großmandarin und Präsident des Tribunals der Mathematiker; auch er erhielt den Ehrentitel „Ma:Fa“, und schritt einher nicht wie ein Prediger der christlichen Lehre, sondern wie ein stolzer Großwürdenträger

des Chinesischen Reichs. Was that man aber in jenen für die Jesuiten so glorreichen Zeiten in den Collegien, welche sie leiteten? Nun man arbeitete darin an mathematischen Instrumenten, an Klavieren, an Uhren, an astronomischen Tabellen und was dergleichen mehr ist; an der christlichen Religion aber arbeitete man nicht. Es gingen daraus hervor eine Menge von Baumeistern, Malern, Geographen, Musikern, Astronomen, Mathematikern, Mechanikern, Ärzten und sogar Diplomaten*), — christliche Theologen und Prediger aber producirten sie keine. Ja sogar eine Kanonengießerei wurde von den Herren Jesuitenpatribus unter der Oberleitung des ehrwürdigen Verbiest hart neben dem Pekinger Collegium errichtet und die daraus hervorgegangenen Geschütze erwiesen sich als weit vortrefflicher, denn die der Chinesen waren; — daß sich die Herren Patres aber bestrebt hätten, den Geist Gottes über das chinesische Volk auszugießen, davon hat man nie etwas gehört oder vernommen!

II. Die jesuitische Mission in Afrika.

Wir haben so eben gesehen, wie großartig die jesuitische Mission sich in Asien ausdehnte — so großartig, daß sie kaum in einem eng begränzten Raum zu bewältigen war; ganz anders dagegen stellt sich die jesuitische Mission in Afrika heraus, denn sie beschränkte sich auf ein einziges Land und auf einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum.

Schiffet man sich in Egypten auf dem Nile ein, um stromaufwärts zu fahren, so gelangt man, so bald man die Grenzen dieses Reiches hinter sich hat, nach Nubien, das jetzt eine Provinz Egyptens geworden ist; bringt man aber noch weiter gegen Süden vor, so erreicht man ein mächtiges Hochland, das sich zwischen der großen Ebene von Kordofan und

*) In letzterer Eigenschaft verwandte die Jesuiten besonders auch der Kaiser Kang-hi (derselbe, den Schall erzogen hatte), und sie waren es z. B., welche anno 1689 mit den Russen den Grenzregulierungsvertrag zwischen Sibirien und der Mantchurei abschlossen.

dem rothen Meere (durch dieses wird es von der Halbinsel Arabien getrennt) ausdehnt und unter den beiden Namen Abyssynien (oder Habesch) und Aethiopien in den geographischen Handbüchern figurirt. Dieses fruchtbare Hochland nun, welches die Mutter der Hauptnebenströme des Nil, so wie einer Menge von andern herrlichen Flüssen ist und in welchem die Früchte des Südens gerade so gut gedeihen, als die des gemäßigten Klima's, war einst — in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung — ein mächtiges Königreich, nach seiner großen Hauptstadt Arum das Arumitische genannt, und byzantinische Autoren erzählen uns von demselben, daß seine Beherrscher ihre Waffen sogar bis nach Yemen und Saba in Arabien hinübergetragen hätten, so wie sich überhaupt an seinen Grenzen sowohl die Macht der Römer als die der Parther gebrochen habe. Damals, als diese Ereignisse vorfielen, herrschte in jenem Reiche natürlich die heidnische Religion und wir lesen z. B. noch von dem im Anfang des vierten Jahrhunderts regierenden tapferen König Lizanes, daß er (anno 333) nach einem glorreich erfochtenen Sieg dem Ares oder Mars einige Statuen errichtet habe. Gleich hernach aber, noch vor dem Jahr 340, singen zwei von Egypten her eingewanderte Missionäre, Namens Frumentius und Aedesius (man nannte sie später nur die Apostel Aethiopiens), an, das Christenthum zu predigen und diese Lehre fand, weil sich König Lizanes als einer der ersten taufen ließ, unter Hoch und Niedrig so großen Anklang, daß in weniger denn zehn Jahren schon zwei Drittheile der sämtlichen Heidentempel in christliche Kirchen verwandelt waren. Ueberdem erstanden eine Menge Klöster und Einsiedeleien, natürlich nach dem Muster der ägyptischen, so wie Egypten die Hunderte von Weltpriestern lieferte, welche zur Versetzung des Gottesdienstes nöthig wurden, und man kann sich also wohl denken, daß der ganze Ritus kein anderer war, als der im Mutterlande übliche. Um aber dem Ganzen das Siegel aufzudrücken, so weihte der Patriarch von Alexandrien den Missionär Frumentius zum ersten Bischof des neubekehrten Landes, und von dort an blieb es ein Vorrecht dieses Patriarchen, den „Abuna“ — wie man den Bischof-Primas von Abyssynien heißt — zu

ernennen und einzusetzen. So bildete denn Aethiopien das äußerste Bollwerk des Christenthums in Afrika, und von hier aus wurden viele Versuche gemacht, selbst Arabien für diesen Glauben zu gewinnen; allein als im sechsten Jahrhundert der Muhammedanismus in's Leben trat, gab's augenblicklich einen förmlichen Umschwung der Dinge. Der Muhammedanismus nämlich, der bekanntlich mit dem Schwert in der Hand Proselyten machte, eroberte nicht bloß Arabien nebst dem ganzen Küstenstrich am rothen Meere, den bisher die Könige von Arum inne hatten, sondern unterwarf sich auch Egypten bis an die Grenzen Nubiens und machte dadurch Abessinien so zu sagen zu einer christlichen Oase inmitten von lauter muhammedanischen Ländern. Ja nicht genug an dem, die Khalifen (Muhammeds Nachfolger) suchten auch in Abessinien selbst einzubringen und schwächten es nicht bloß ungemein durch unaufhörliche Angriffskriege, sondern ruhten auch nicht, als bis ein Theil der Bevölkerung den Islam angenommen hatte. Was aber noch schlimmer war, sie entzogen jenem Reiche nach und nach alle Verkehrswege zu Wasser und zu Land, indem sie es gleichsam mit einem Cordon umzogen, und isolirten es dadurch so sehr, daß man in Europa Jahrhunderte lang gar nichts mehr von ihm erfuhr. Erst im Mittelalter tauchte dann wieder eine Sage von dem verloren gegangenen Christenreich auf und man fabelte viel von einem „Priester Johannes“, der dieses Reich beherrsche und unmittelbar von König Salomo abstamme. Doch konnte natürlich Niemand etwas mit Bestimmtheit angeben und Viele meinten daher, es sei alles Mythos und eitel Träumerei, bis endlich auf einmal anno 1483 auf dem Concil von Florenz ein Abessinier auftauchte, der sich für einen Abgesandten des Beherrschers dieses Reichs, Za-Yacub, ausgab. Er verschwand jedoch gleich darauf wieder und man wußte nachher so viel wie vorher. Da erfuhren die Portugiesen bei einer ihrer Expeditionsfahrten an den Ostküsten Afrika's anno 1484 durch eine Gesandtschaft des Negerstaates Benin, daß zwanzig Monatsreisen hinter Benin ein mächtiger christlicher König mit Namen Za-Ogané herrsche, und weil sie mit Recht vermutheten, daß dieses christliche Königreich kein anderes sein könne, als das mythische Reich des Preste Joao

(das Reich des Priesters Johannes), so rüsteten sie sofort anno 1486 unter dem Oberbefehl des Pero de Covilha eine Expedition aus, die von Egypten aus durch das rothe Meer nach der afrikanischen Ostküste vordringen sollte. Covilha vollführte seinen Auftrag auf eine wirklich glänzende Weise und fand nach dreijährigem Suchen, was er zu finden beauftragt war, nämlich den christlichen Staat Habesch inmitten einer theils heidnischen, theils muhammedanischen Umgebung. Das große Räthsel war also endlich gelöst und der Lohn der Portugiesen war, daß sie vom Beherrscher dieses Staats, dem Regus Za-Densal (Regus ist im Abessynischen so viel als König) die Erlaubniß erhielten, nach Belieben Handel zu treiben und Handelsetablissemens zu gründen; dafür aber leisteten sie dem Regus kräftige Hülfe gegen die Muhammedaner, welche eben von Aßen her einen Einfall machten, so wie später gegen die Gallas, einen wilden Volksstamm, der südlich von Abessynien seine Wohnsitze hatte.

So weit war nun alles recht und die beiderseitigen Nationalitäten kamen sehr gut mit einander aus, besonders nachdem sie sich gegenseitig theils durch Dolmetscher, theils durch Spracherlernung zu verständigen angefangen hatten; allein nun machte der Papst zu Rom eine Entdeckung, welche das gute Einverständniß urplötzlich und zugleich auf eine sehr nachhaltige Weise zerstören sollte. Und worin bestand nun diese Entdeckung? Einfach darin, daß die Abessynier keine gute römisch-katholische Christen, sondern vielmehr Häretiker von der Sekte der sogenannten Monophysiten seien und daher sofort zur einzig wahren katholischen Kirche bekehrt werden müßten. Der Papst hatte in gewisser Beziehung recht, nämlich von seinem Standpunkte aus; das heißt die Abessynier bekannten sich zu demselben Glauben, wie die Christen in Egypten (die sogenannten Kopten) und bestritten den Satz, daß in Christo zwei Naturen, die menschliche und göttliche, ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person vereinigt seien. Ueberdem wichen sie auch noch in einigen andern Dingen von dem lateinischen (d. i. römisch-katholischen) Ritus ab, wie z. B. in der Taufe, welcher sie stets die Beschneidung vorangehen ließen, sowie in der Feier des Sonnabends und in der Beobachtung der Fastenzeit, welche

sie bis zu Sonnenuntergang ausdehnten, während die römischen Christen sich nur bis zum Mittag der Nahrung enthielten. Der Hauptanstoß lag aber keineswegs in diesen paar Neufferlichkeiten, welche, dem christlich-orientalischen Ritus entnommen, eigentlich so viel wie nichts bedeuteten, sondern darin, daß die abessynische Geistlichkeit nicht den Papst zu Rom, sondern den Patriarchen von Alexandrien für ihre oberste kirchliche Behörde erachtete und sich hievon trotz aller römischen Zureden nicht abwendig machen lassen wollte. Das war eine offenbare Kezerei und dagegen mußte mit aller Energie eingeschritten werden! Doch wen sollten die Päpste zu Exekutoren ihres Willens ernennen? Selbstverständlich Niemanden anders, als den Jesuitenorden, der es sich ja zur Aufgabe gesetzt hatte, überall in der ganzen Welt die Kezerei zu bekämpfen und das päpstliche Ansehen in seiner Vollgewalt wieder herzustellen. Auch hatten ja die Söhne Loyola's in Indien, Japan und China bereits Proben davon abgelegt, was sie zu leisten vermochten und wenn ihnen daher die Romanisirung Abessyniens nicht gelang, so gelang sie Niemanden.

Was nun folgte, kann man sich denken, und ich will daher mit ganz wenigen Worten darüber hinweggehen. Vor Allem suchten sich die Jesuiten durch die Gründung von Collegien festzusetzen, und dieß gelang ihnen auch unter dem Schutz ihrer Freunde, der Portugiesen, auf deren Schiffen sie nach Abessynien kamen. Dann machten sie sich an die Großen des Reichs, um dieselben zu ihren Ansichten zu bekehren, und dabei blieb kein Mittel der Ueberredung — Schmeichelei so wenig wie Bestechung — unversucht. Endlich nach Jahrzehnte langem Unterminiren und Schüren gelang es dem Pater Paez, der ein zweiter Ricci zu werden versprach, zu Ende des 16. Jahrhunderts den Thronfolger Socinio's auf seine Seite zu bringen, und derselbe gelobte in seiner geistigen Schwäche, sobald er des Scepters mächtig sei, alles thun zu wollen, wodurch „die Einheit der Kirche“ — das war der Köder, welchen die Jesuiten auswarfen — wieder hergestellt werden könne. Auch hielt er in der That sein Wort und wie er anno 1603 König wurde, schwur er sofort mit seiner ganzen Familie die bisherige monophysitische Kezerei ab, indem er zu-

gleich die eibliche Erklärung abgab, von nun an nur allein den Papst als den geistlichen Oberherrn des Reichs anzuerkennen. Sein Beispiel ahmten, wie man sich wohl denken kann, eine Menge der Höflinge nach, und da man auf die Gunst des Herrschers verzichten mußte, wenn man beim alten Glauben blieb, so traten in ganz kurzer Zeit die meisten Statthalter der Provinzen ebenfalls auf die Seite der Jesuiten. Kurz, es schien eine ausgemachte Sache zu sein, daß die letzteren den Sieg davon tragen müßten, und sie setzten es daher auch beim Papste Gregor XV. durch, daß derselbe anno 1622 einen der ihrigen, Alfonso Mendez, unter dem Titel eines Patriarchen von Abyssynien zum obersten Bischof des Landes mit förmlich diktatorischer Gewalt in Glaubenssachen ernannte; zu gleicher Zeit aber brachten sie auch den geistesarmen Regus Socinius dazu, daß er sich bereit erklärte, mit seinen weltlichen Waffen und seiner Regentenoberherrlichkeit alles durchzusetzen, was der lateinische Patriarch zu verfügen belieben würde.

Nunmehr begann, wie man sich wohl denken kann, eine gar arg schlimme Zeit für das früher so glückliche Land Abyssynien, eine Zeit so schrecklicher innerer Zwietracht, Verfolgungswuth und Heimsuchung, daß die Feder sich sträubt, die unmenschlichen Gräuel niederzuschreiben, welche auf Befehl der Jesuiten, gegen widerspenstige Altgläubige in Scene gesetzt wurden; allein eben diese blutgierige Rohheit und Gewissensquälerei, eben diese übermäßige Leidenschaftlichkeit, mit welcher man für Rom kämpfte, war es, welche den Söhnen Loyola's schließlich den Sieg entriß. Abyssynien zählte nämlich eine sehr zahlreiche Geistlichkeit, bestehend aus „Kasis“ oder Pfarrern, aus „Debteraten“ oder Dekanen, aus „Komosaten“ oder Prälaten, sowie endlich aus dem „Abuna“ oder Metropolitanbischof, von dem ich schon weiter oben gesprochen habe, und überdem gab es der Mönche und Nonnen fast mehr als genug; alle diese Priester und Kuttenträger aber hingen mit einer fast unüberwindlichen Zähigkeit an ihrem seit Jahrhunderten hergebrachten Nitus und wollten insbesondere auch nichts von einem Papste zu Rom, der über alle Bischöfe und Patriarchen gesetzt sei, wissen. Die Jesuiten durften sich also nicht verhehlen, daß die Neuerungen, welche sie einzuführen

suchten, der Widersacher eine Menge finden würden, und zwar eine um so größere Menge, als die Geistlichen Abessyniens sich eines großen Einflusses auf das Volk erfreuten und insbesondere über den Willen ihrer Beichtkinder geringerer Klasse unbedingt zu gebieten hatten; sie durften sich nicht verhehlen, daß hier nur durch langsame geistige Einwirkung — nur durch eine jahrelange mit unsäglicher Geduld ausgeführte Unterminirung der religiösen Ueberzeugungen etwas ausgerichtet werden könne, nicht aber, da es sich von einem ganzen Volk handelte, durch Gewalt. Dennoch beschloßen sie in ihrem Ungestüm und Uebermuth das letztere, denn sie meinten „mit dem Gesindel“ eben so leicht fertig werden zu können, als mit den Indiern und Japanesen, und somit feuerten sie den König an, daß er seinen Statthaltern befahl, gegen alle Widerspenstigen, besonders gegen die widerspenstigen Priester mit größter Strenge zu Werke zu gehen. Allein siehe da, jetzt zeigte es sich, daß die Abessynier keine verweichlichten, zu willenslosen Sklaven herabgesunkenen Geschöpfe waren, welche sich durch einen Befehl von oben herab sofort zum demüthigsten Gehorsam bequemen. Nein, nicht das, sondern sie erklärten vielmehr, angeführt von den Priestern, zu Tausenden in geharnischten Eingaben an den Thron, daß sie nicht nachgeben würden, vielmehr bereit seien, für ihren Glauben zu leben und zu sterben. Was half es nun, daß die Beamten des Königs auf Verlangen der Jesuiten den Widerstand der Leute durch Stoßschläge und Säbelhiebe zu brechen suchten? Was half es, daß einige Statthalter, unter denen sich Einer Namens „Zela“ mit dem Beinamen „Christ“ besonders auszeichnete, alle diejenigen Priester, welche die Befehreung nicht dem Galgen vorzogen, hängen ließen? Das Volk stand auf und der Sturm brach los und die Bewegung wurde eine solch allgemeine, daß König Socinios sich gezwungen sah, wenn er nicht Alles verlieren wollte, zu Gunsten seines Sohnes Facilibas abzugeben; Facilibas aber lehrte sofort, wie man sagt, den Stiel um, d. h. er trat augenblicklich zur alten Religion zurück und jagte die Portugiesen mit sammt den Jesuiten und dem lateinischen Patriarchen aus dem Lande. Ja er ließ sogar einige der Herren Patres, die es versuchten, eine Gegenrevolution hervorzurufen, öffentlich hinrichten und pro-

mulgirte ein Dekret, worin den Schwarzröcken das Ueberschreiten der Landesgrenzen für alle Zukunft bei Todesstrafe verboten wurde!

So endigte die kurze Herrschaft der Jesuiten in Habesch und dieselben waren durch das energische Vorgehen des Negus Facilidas so gründlich von aller Bekehrungswuth in diesem Theile der Welt geheilt, daß sie nie mehr einen Versuch machten, dahin zurückzukehren. Eben so wenig dachten sie ernstlich daran, sich an andern Orten Afrika's festzusetzen, oder vielmehr, sie verzichteten nach einem kurzen Anlauf sowohl in Egypten bei den halbstarrigen Kopten, als in Congo bei den halbthierischen Schwarzen auf bleibende Niederlassungen, wahrscheinlich weil ihnen das Feld keine ergiebige Ernte versprach. So verwischten sich ihre Spuren gar bald in dem afrikanischen Sande und wenn je später von Zeit zu Zeit in den portugiesischen Niederlassungen und Faktorien an der Westküste Afrika's Agenten der Gesellschaft Jesu erschienen, so kamen sie nicht, um das Christenthum zu predigen oder um sich bleibend niederzulassen, sondern um eine Ladung Schwarzer einzukaufen und dieselben als Sklaven nach ihren Kolonien in Amerika zu schleppen.

III. Die jesuitischen Missionen in Amerika.

Mit den Portugiesen kamen die Jesuiten nach Asien, mit den Portugiesen nach Afrika und abermals mit den Portugiesen nach Amerika.

In letzterem Welttheil nämlich besaßen die Portugiesen schon sehr frühe ein ungeheures Ländergebiet, welches jetzt unter dem Namen Brasilien bekannt ist, und dahin sandte König Johann III. von Portugal anno 1549 eine Flotte mit verschiedenen Ansiedlern, die im Golfe von Bahia an der östlichen Küste des mittäglichen Amerika die Stadt San-Salvador anlegen sollten. Weil nun aber das Missionswerk Franz Xaviers in Asien so außerordentlich gut gedieh und die Völker Asiens dadurch in gute Unterthanen verwandelt wurden, so erbat sich der König von Loyola, dem Jesuitengeneral in Rom, auch für Amerika einige Missionäre, in der Hoffnung, daß es die langberockten

Patres mit den Bewohnern Westindiens gerade so weit bringen würden, als sie es mit den Ostindiern gebracht hatten, und Loyola, die Wichtigkeit dieser Mission auf den ersten Blick erkennend, verwilligte ihm sofort sechs Mitglieder seines Ordens. Die Sechs, darunter der durch seine rastlose Energie, sowie durch seine fein überlegende Klugheit nicht mit Unrecht von den Geschichtschreibern der Societät überaus hochgepriesene Emanuel Nobrega, erbauten sich sofort in San-Salvador ein Haus, d. i. eine Residenz, und begannen von hier aus ihre Streifzüge in's Innere des Landes, um zu sehen, was mit den Eingebornen anzufangen sei. Diese letzteren jedoch (so viel zeigte sich bald) hatten einen ganz andern Charakter, als die verweichlichten heruntergekommenen Hindus, und waren durch die Erpressungen und Quälereien der Europäer wo möglich noch wilder, roher und grausamer geworden, als sie es zuvor schon gewesen. Die Jesuitenpatres fanden daher keine gute Aufnahme bei ihnen und konnten in Folge dessen auch nicht viel ausrichten, am allerwenigsten im Anfang, wo sie von der Sprache der Indianer — so nennt man die Eingebornen Amerika's gewöhnlich — noch nichts verstanden. Uebrigens mußten sie in steter Angst leben, von den Wilden, die ein ganz unwiderstehliches Gelüste nach Menschenfleisch hatten, ermordet zu werden, und auch sonst hatten sie der Drangsale bei ihren Wanderungen so viele zu erdulden, daß man sich nur wundern muß, wie sie trotz allem dem in ihrem Eifer nicht nachließen. Doch bald sahen sie ihre Bemühungen wenigstens von „einigem“ Erfolge gekrönt, indem die Indianer ihnen erlaubten, alle die Unglücklichen, welche zum „Gefressenwerden“ verurtheilt waren — meist Gefangene, die sie in ihren ewigen Fehden mit andern Stämmen machten — vor der Abschachtung zu taufen*). Uebrigens gelang es ihnen, auf die indianischen Weiber — wenigstens auf die Weiber der Stämme, welche in der Nähe der europäischen Niederlassungen ihre Lager aufgeschlagen hatten — einzuwirken und dieselben zu bestimmen, daß sie sich Rosenkränze und Agnus Dei schenken

*) Nicht selten übrigens nahmen die Indianer die Erlaubniß zum Tausen der Menschenopfer zurück, und zwar aus dem Grunde, weil sie das Vorurtheil hatten, das Fleisch der Opfer verliere durch den Akt der Taufhandlung an guten Geschmack. Sie hielten nämlich die Taufhandlung für eine Zauberformel und die Jesuiten hüteten sich wohl, ihnen diesen Aberglauben zu nehmen.

ließen; durch die Weiber aber erhielten sie auch Einfluß auf die Männer und das Resultat war immer der Actus der Taufhandlung, mit welchem die Bekehrung als vollendete Thatsache abgeschlossen wurde, obwohl die Getauften vom Christenthum gar nichts inne hatten. Schließlich endlich brachten sie es dahin, daß die meisten Weißen in den portugiesischen Niederlassungen, sowie die Mischlinge, d. i. die Abkömmlinge von Weißen und Indianerinnen, sie als Beichtväter annahmen und — was die Hauptsache war — ihnen große Stücke ihrer weitläufigen Ländereien präsentweise abtraten, um Residenzen und Collegien erbauen zu können. Dieß geschah auch überall, wo es nur irgend möglich war, und bald blühten in *San Salvador*, in *Fernambuco* und in *Rio-Janeiro* drei großartige und äußerst zahlreich besuchte Erziehungsanstalten. Nicht lange hernach — noch keine zwanzig Jahre nach ihrer ersten Landung — hatten die Jesuiten auch bereits die Grenzen Brasiliens überschritten und waren nach *Peru* eingebrungen, wo sie in *Lima*, *La-Paz* und *Cusco* ebenfalls Collegien errichteten. Wiederum zwanzig Jahre später aber besaßen sie in jedem Theil des südlichen und mittäglichen Amerika, in welchem die Fahnen Portugals oder Spaniens wehten, besonders in *Chili*, *Mexiko*, *Tucuman* und *Maranham* Niederlassungen und ihre Agenten und Missionäre durchzogen den ganzen ungeheuren Continent von der Meerenge von *Panama* bis nach der *Magellansstraße* hinab, sowie umgekehrt von *Panama* hinauf bis an den *Rio del Norte*. Ja sogar bis nach *Canada* drangen sie vor und stolz entfaltete sich daselbst das Banner *Ignatii*, so lange die weiße Fahne mit den drei Lilien es schützte. Doch sowie das Land von den Franzosen den Engländern übergeben wurde, mußten die Jesuiten den Wanderstab ergreifen und sich über Hals und Kopf nach dem Süden hinab flüchten, denn weder die Engländer, noch die Holländer, noch die Dänen duldeten in ihren amerikanischen Kolonien jesuitische Niederlassungen.

So groß nun aber auch die Macht und die Besitzthümer waren, welche sich die Jesuiten in den einzelnen Ländern Amerika's zu erwerben mußten, so verschwindet diese Größe fast in ein Nichts vor einer andern Acquisition, die sie in demselben Amerika machten, nämlich vor der Acquisition

eines eigenen Reichs und zwar eines Reichs zum mindesten doppelt so groß, als Italien, über welches sie als vollkommen souveraine Herren regierten. Dieses Land hieß Paraguay und da es wohl noch nie erhört worden ist, daß ein rein geistlicher Orden sich zu einem souveränen König emporschwang, so dürfte es wohl der Mühe werth sein, ein wenig näher auf die Sache einzugehen. Das „jetzige“ Paraguay, einer der kleinsten Freistaaten des südlichen Amerika, wird westlich vom Paraguaystrom, östlich und nördlich von Brasilien, südlich vom Parana begränzt und hat nur 4175 Quadratmeilen; das Paraguay des 16. und 17. Jahrhunderts dagegen war unendlich viel größer und umfaßte so ziemlich alles Land, welches gegenwärtig die Staaten des La-Plata und der Banda-oriental einnehmen. Dasselbe bildet fast durchweg eine nach Süden und Westen abhängende Ebene mit nur wenigen, kaum bis zu tausend Fuß ansteigenden Hügelreihen und ist von einer Menge der herrlichsten Ströme bewässert, die sich sämmtlich, wie insbesondere auch der Paraguay- und Uruguaystrom, in den Parana (dieser nimmt nach der Vereinigung mit dem Uruguay den Namen Rio de La-Plata an) ergießen. Das Klima ist halbtropisch und es übertrifft deshalb auch die Fruchtbarkeit des Bodens fast alle anderen Länder der Welt. Somit gedeihen hier nicht bloß die gewöhnlichen Fruchtgattungen, die der Mensch zu seinem Lebensunterhalt benützt, sondern mit noch weit größerem Vortheil pflanzt man Tabak, Baumwolle und Zucker. Nicht minder bedeutend, ja fast noch bedeutender erscheint die Thierwelt und es weiden daselbst wahrhaft ungeheuerliche Heerden theils von Wild aller Art, wie von Schweinen, Hirschen und Rehen, theils von zahmem Vieh, besonders von Dachsen und Pferden; nichts aber gleicht vollends der Pracht der Wälder, und sogenannte Barrigubos von drei Klaftern im Umfange, sowie Palmbäume von hundert und achtzig Fuß Höhe gehören keineswegs unter die Seltenheiten. Kurz, es ist ein wunderbar herrliches Land und das Einzige, was vielleicht in entgegengesetzter Richtung geltend gemacht werden kann, dürfte in dem Umstande liegen, daß während der Regenzeit oft ungeheure Strecken unter dem Wasser verschwinden.

Der erste Entdecker dieses mächtigen Ländergebiets war

der Spanier Juan Diaz de Solis, Großsteuermann von Kastilien, der anno 1516 in den Rio de La-Plata einfuhr und daselbst von den Indianern getödtet (nach der Ermordung verzehrten sie ihn angeichts seiner auf dem Schiffe befindlichen Mannschaft) wurde. Drei Jahre später sandte Don Martin de Sosa, Generalkapitän von Brasilien, den Alexis Garcia mit noch vier andern Portugiesen, lauter kühnen und starken Männern, nach dem Rio de La-Plata, damit sie es versuchten, von da bis zu dem gold- und silberreichen Peru, das den Spaniern gehörte, vorzubringen, und diese verwegene Fahrt wurde auch in der That ausgeführt; auf dem Heimweg aber wurde Garcia mit zweien seiner Gefährten von den Wilden erschlagen und es gelangten also nur die beiden Uebrigbleibenden nach der Stadt Bahia oder San-Salvador zurück. Ganz ebenso unglücklich endigte die Expedition des Georg Sebena, der sich mit sechzig andern Portugiesen ebenfalls von Bahia aus nach dem Parana aufmachte, denn sie alle fanden durch die verrätherische List der Indianer in diesem Flusse ihr Grab. Nun endlich sandte Kaiser Karl V. anno 1525 seinen Großsteuermann Cabot mit fünf Schiffen nach dem La-Plata und dieser berühmte Seefahrer schiffte den Fluß aufwärts, bis er in den Paraguay gelangte, so daß man die erste genauere Kunde vom Paraguaylande Niemanden als ihm zu verdanken hat. Auch nahm er das ganze Parana- und Paraguaygebiet für die Krone Spanien in Besitz und legte am Einfluß des Rio Tercero in den Parana ein Fort an, welches unter dem Namen „Cabotsihurm“ bekannt wurde. Die erste eigentliche Niederlassung aber, nämlich die Stadt Buenos-Ayres, wurde erst zehn Jahre später durch Don Pedro de Mendoza, der anno 1535 mit vierzehn Schiffen und fast dreitausend Mann Besatzung ebenfalls auf Befehl Karls V. von Sevilla aus nach dem La-Platastrom abfuhr, gegründet, und auf sie folgte dann zwei Jahre später am Einfluß des Pilco Mayo in den Paraguay die Stadt Assumption, welche von den Grenzen Perus und Brasilien gleich weit entfernt liegt. Von da an begann die wirkliche Besitzergreifung des Landes, sowie dessen allmälige Besiedlung durch die Spanier und es entstand das Vicekönigreich La-Plata, über welches im Namen des Königs ein von diesem

ernannter Adelantado oder Generalkapitän herrschte. Doch wenn nun auch schon nach kurzem noch mehrere Städte gegründet wurden, wie z. B. Ciudad Real anno 1557 am Einfluß des Piquiry in den Parana und Santa Fé anno 1570 am Rio de Salado, so darf man dabei durchaus nicht außer Acht lassen, daß alle diese Niederlassungen an den Hauptflüssen des Landes lagen, daß dagegen im Binnenlande selbst, also entfernt von jenen Verkehrsadern, die statt der Straßen dienten, auch nicht eine einzige Kolonie entstand. Im Gegentheil blieb dieses Binnenland durchaus uncolonisirt, durchaus ununterworfen und sogar durchaus unbekannt, denn die Spanier, welche sich in ihren eroberten Provinzen nur um Gold- und Silberminen kümmerten und von Ackerbau und Viehzucht, so wie von Industrie und Gewerben nichts wissen wollten, bewiesen, wie allüberall in Amerika, so auch hier ein sehr schlechtes Colonisationstalent. Wollte doch Jeder von ihnen, der sich nach Amerika einschiffte, nur als Edelmann daselbst leben, und meinte, er verunreinige sich, wenn er sich auch nur zur allergeringsten Arbeit bequeme!

Unter solchen Umständen mußten die Generalkapitäne bald zu der Einsicht gelangen, daß die ihnen anvertrauten Provinzen sich nie gehörig entwickeln und nie zu Wohlstand und Ordnung gelangen könnten, wenn nicht die Eingebornen des Landes, also die Indianer, zu tüchtigen Staatsbürgern herangezogen würden. Sie bildeten ja die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung und aus ihnen allein konnten die so überaus nöthigen Arbeitskräfte gezogen werden! Allein wie war dieß zu bewerkstelligen? Nun natürlich — so lautete die Antwort — dadurch, daß man sie zu Christen machte, denn mit der christlichen Religion überkamen sie gleichsam unwillkürlich christliche Sitte, christliche Bildung, christliche Lebensweise. Schon Karl V. hatte daher den Statthaltern, die er nach La-Plata sandte, nichts so sehr eingeschärft, als das, daß sie Geistliche und Mönche zur Bekehrung der Indianer mitzunehmen hätten, und dasselbe that auch Philipp II. Auch kamen die Generalkapitäne diesem Befehle pflichtschulbigst nach und brachten insbesondere mehrere Franziskanermönche nach Paraguay, unter denen sich Franz Solano und Ludwig de Bolanjos rühmlichst auszeichneten. Ueberdieß wurde der Provinz Paraguay in der

Person des Johanne de Barros, ebenfalls eines Franziskanermönches, ein Bischof gegeben und die Stadt Assumption zu seinem Sitze erhoben, woselbst er auch anno 1554 seinen feierlichen Einzug hielt. Allein mit dem Christianisiren wollte es doch ganz und gar nicht vorwärts gehen und zwar aus zwei ganz gleich wichtigen Gründen. Zum ersten nämlich stand das Betragen der Spanier im schroffsten Gegensatze zu den Lehren der Milde und Barmherzigkeit, welche das Evangelium predigt, denn es ist nur allzubekannt, mit welcher unbarmherzigen Härte und Grausamkeit die eben so stolzen als unerfättlichen Eroberer die von ihnen bezwungenen Eingebornen behandelten, und die Letzteren hatten daher nicht die mindeste Begierde, dieselbe Religion anzunehmen, zu welcher sich ihre Quälgeister bekannten. Im Gegentheil haßten sie diese Religion gerade so sehr, als sie die Spanier haßten, und wenn sie sich auch hie und da aus Zwang, um noch größeren Mißhandlungen zu entgehen, taufen ließen, so kehrten sie doch sogleich zu ihrem alten Glauben zurück, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Zum zweiten herrschte ein förmlicher Mangel an Priestern und man traf ganze Ansiedlungen, in denen sich auch nicht ein einziger Vater befand. Niemand war da, die Jugend zu unterrichten, Niemand, um zu taufen und zu copuliren, Niemand, um den Sterbenden auf den Weg zur Ewigkeit die letzte Delung zu reichen; wenn aber auch je noch die Städte so glücklich waren, einen oder gar zwei Geistliche zu besitzen, so sah es in den großen Landdistrikten um so leerer aus und man mußte schon wegen dieses Mangels an Kräften, noch mehr aber deswegen, weil die wenigen vorhandenen Religiosen die Sprache der Indianer nicht verstanden, alle Hoffnung, die Ungläubigen zu bekehren, aufgeben. Und woher kam nun dieser große Abmangel? Einfach daher, daß das fast außer allem Weltverkehr stehende, der Civilisation noch gänzlich entbehrende Paraguay keinerlei Anziehungskraft auf die an Genüsse jeder Art gewöhnte katholische Priesterschaft ausüben konnte — daher, daß selbst die Bettelmönche der geringsten Sorte jenes entlegene, noch der ungebahnten Wildniß angehörende Land als eine Art von Strafexil ansahen, mit welchem Niemand freiwillig Bekanntschaft zu machen suchen konnte.

Siebzig Jahre lang, d. i. bis zum Jahre 1586, machte also die Bekehrung und Civilisation der Indianer in Paraguay nur sehr geringe oder beinahe gar keine Fortschritte; da kam dem neuernannten Bischof der gegen Chili hin gelegenen Provinz Tukumán, Don Franciskus de Victoria, der in seinem ganzen großen Sprengel noch kein Duzend Geistliche vorfand, der Gedanke, ob es nicht rätlich wäre, sich von dem Orden Jesu Hülfe zu erbitten. Die Noth muß sehr groß gewesen sein, denn sonst wäre Don Franciskus, der selbst dem Dominikanerorden angehörte, gewiß nicht auf diesen Gedanken gekommen; allein sei dem, wie ihm wolle: ihm, dem ersten Bischof von Tukumán, fiel es ein, den Beistand der Jesuiten in Anspruch zu nehmen, weil dieselben in den benachbarten Staaten Brasilien und Peru schon Bedeutendes im Bekehrungssache geleistet hätten, und er schrieb deshalb sofort anno 1586 an die Provinziale der beiden genannten Staaten, die Patres Anchieta und Altiensa; diese aber entsprachen seinem Wunsche augenblicklich und sandten ihm gleich das erste Mal nicht weniger als acht Ordensmitglieder, indem sie ihm zugleich versprachen, deren nach Bedürfniß noch mehr folgen zu lassen. Ja nicht genug an dem, diese Acht*) waren keine gewöhnlichen Patres, nur geschickt, die Sakramente auszutheilen und eine Messe zu singen, sondern sie verstanden etwas, was die bisher als Missionäre verwandten Mönche nicht verstanden hatten, nämlich die Sprache der Indianer, dieweil gerade hierauf in allen Jesuitencollegien Brasiliens und Peru's mit allem Eifer hingewirkt wurde, und somit konnten sie sich gleich von Anfang an mit den Eingebornen in ein gutes Vernehmen setzen.

Dies war der Anfang der jesuitischen Niederlassung in diesem Theile Amerikas — wie man sieht, ursprünglich ein sehr bescheidener und unschuldiger Anfang, allein sowohl die

*) Der Curiosität wegen will ich die Namen dieser acht ersten Jesuiten hieher setzen. Sie hießen: Franciskus Angulo, Alphonso Barzana, Juan Villegas, Emanuel de Ortega, Stephan Grao (eigentlich Grau, denn er war ein Deutscher), Juan Salonio, Thomas Fields (ein Schottländer) und Paolo Arminio. Alle waren „Patres“ und also zu jeglicher gottesdienstlichen Handlung berechtigt: als Oberer derselben aber, oder wie man sagte als Superior fungirte der Pater Arminio.

Bescheidenheit als die Unschuld verloren sich schon nach wenigen Jahren und an ihre Stelle trat das vollkommenste Gegentheil. Von der Stadt und Provinz Tucuman aus nämlich besuchten die Patres nach einander die übrigen Städte des Landes, insbesondere Cordua und Assumption nebst der weilläufigen Provinz Guayra (letztere bereisten insbesondere die Patres Ortega und Fields, welche der guayranischen Sprache vollkommen mächtig waren), und je länger sie sich in der Gegend umsahen, um so mehr fanden sie Gefallen an derselben. Sie trachteten vor Allem darnach, sich „häuslich“ niederzulassen, gerade wie sie es auch in Indien, Japan und China gehalten hatten; doch währte es volle drei Jahre, bis sie ihr erstes Besitzthum erhielten, und überdieß mußte dieses erste Besitzthum ein sehr modestes, ja fast ein geringfügiges genannt werden, denn es bestand nur aus einem kleinen Wohnhause im Städtchen Villarica nebst einer eben so kleinen Kapelle daneben. Von nun an aber ging es, was man sagt, im Galopp vorwärts, und da den ursprünglichen Achten von Peru und Brasilien aus eine große Anzahl neuer Mitglieder zu Hülfe gesandt wurde, unter denen sich mehrere, wie z. B. die Patres Romero, Caspar de Monroy, Juan Viana und Marcel Lorenzana, besonders auszeichneten, so konnten sie ein paar Jahre später bereits daran denken, ein Collegium zu errichten. Solches geschah anno 1593 in der Stadt Assumption, der Hauptstadt von Paraguay, und die spanische Einwohnerschaft derselben, den Gouverneur nebst dem hohen Adel an der Spitze, steuerte freiwillig eine solch große Summe zusammen, daß man das Anwesen nebst der daran stehenden Kirche wirklich recht prächtig herrichten konnte. Auf dieses Collegium folgte anno 1599 ein Missionshaus in Cordua mit einer großartigen Kathedrale und es war alle Aussicht vorhanden, daß in der nächsten Zeit ähnliche Etablissements in Santa-Fé, sowie noch in mehreren andern Städten gegründet werden könnten. Hiezu kam es jedoch nicht, denn mit dem Jahr 1602 wurde mit dem ganzen Dasein der Jesuiten in Paraguay eine vollständige Neugestaltung vorgenommen.

Bisher hatten die Jesuiten als wahre Missionäre gewirkt, d. h. sie hatten zwar da und dort Grundeigenthum erworben

und sogar, wie wir gesehen haben, ein Collegium nebst einem Missionshaus erbaut; dagegen waren sie diese ganze Zeit über stets „auf Reisen“ begriffen und zogen von einem Distrikt, von einem Volksstamm zum andern, um überall das Kreuz Christi zu verkündigen. Solches ewige Hin- und Herreisen aber war wegen der großen Entfernungen, in der die Ansiedlungen von einander lagen, mit großen Beschwerlichkeiten verknüpft und überdieß konnte man darauf zählen, daß die Indianer, sobald die Missionäre weiter zogen, alsbald wieder zu ihrem heidnischen Glauben zurückkehrten. Somit konnte man sich's nicht verhehlen, daß man, wenn man „bleibend“ auf die Eingebornen einwirken wollte, nothwendigerweise „stabile“ Wohnsitze bei ihnen nehmen und das Herumreisen aufgeben mußte. Das war die eine Erfahrung, die man bis dato gemacht hatte. Die zweite bestand darin, daß die Jesuiten nunmehr genau wußten, wie es im Innern des ungeheuren Ländergebiets, das man Paraguay nannte, aussah, während den Spaniern selbst das gesammte Land außer den paar Städten an den großen Strömen und deren Umgebungen ein tiefes Geheimniß geblieben war. Letztere waren z. B. den Uruguay noch nicht weiter hinaufgekommen, als bis zu dem ersten Wasserfall, und eben so unbekannt blieben sie mit dem ganzen großen Territorium, das zwischen dem Uruguay und Parana, sowie zwischen dem Parana und Paraguay lag; am allerwenigsten aber hatten sie sich die Mühe genommen, mit den verschiedenen Stämmen, welche diese Gegenden bewohnten, bekannt zu werden oder gar deren Freundschaft zu gewinnen, sondern ihr ganzes Trachten ging vielmehr dahin, allen den Eingebornen, die sie sich unterwerfen konnten, ein so hartes Joch, als nur irgend möglich, aufzuerlegen und sie zur angestrengtesten Sklavenarbeit auf ihren Pflanzungen oder, wie man in Paraguay sagte: „Commanden“ anzuhalten. Solches alles und noch viel Mehreres wußten die in Paraguay wirkenden Jesuiten nur zu genau und berichteten es, wie natürlich, der Wahrheit getreu nach Rom an ihren General. Und dieser? Nun derselbe hieß Claudio Aquaviva, und er, ein Mann von ganz außerordentlichen Verstandesgaben und eben so großer Thatkraft, entwarf, auf die genannten Erfahrungen gestützt, sofort einen Plan, wie

der größte Theil Paraguay's unter der Hand und ohne daß eine weltliche Regierung sich einmischen könnte, der Gewalt des Ordens Jesu zu unterwerfen wäre. Der Plan war unendlich klug angelegt und die Ausführung desselben wurde einem nicht minder klugen Manne anvertraut, nämlich dem Pater Stephan Paez, welchen Aquaviva als Visitor sämtlicher Ordenshäuser der neuen Welt nach Paraguay sandte. Derselbe kam im Jahr 1602 in der Stadt Salta an und gebot sogleich allen Professoren, vor ihm zu erscheinen. Dann nahm er einen Jeden einzeln vor und fragte ihn genau über alle Einzelheiten aus, indem er ihm zugleich das Nöthige über die künftige Organisation des Ordens in Paraguay mittheilte; zuletzt aber versammelte er alle Anwesenden, hielt eine große Ansprache an sie, und verkündete ihnen schließlich die Befehle des Generals. Sie gingen, wie schon angedeutet, dahin, daß in Paraguay ein eigener christlicher Staat entstehen müsse, welchen der Jesuitengeneral von Rom aus als unumschränkter Monarch beherrschen werde, und um diese großartige Maßregel durchzuführen, ward jedem Professor vorgeschrieben, was er zu thun habe.

Von jetzt an war jeder Schritt, den die Jesuiten in Paraguay thaten, ein stets zum voraus genau abgemessener, und wenn auch nur langsam, oft sogar auf Umwegen vorwärts geschritten wurde, so ging's doch immer unverrückt dem Einen großen Ziele entgegen. Vor allem galt es, die Indianer für sich zu gewinnen, und die jesuitischen Missionäre fingen daher einstimmig an, mit ungemeinem Eifer gegen die gräßliche Unterdrückung, unter welcher die Eingebornen seufzten, loszuziehen. „Die Commanden, auf denen die armen Nothhäute als Sklaven arbeiten müßten, seien ein Gräuel in den Augen Gottes“, riefen sie, „und wenn es noch länger so fortgehe, so müsse in Kurzem eine totale Entvölkerung eintreten.“ Solche und ähnliche Worte erregten zwar den Haß der Spanier nicht wenig und die Herren Jesuitenpatres hatten in Folge dessen in den nächsten paar Jahren manche Unbill auszustehen. Ja sie wurden aus mehreren Städten, wie aus Cordua und San-Jago geradezu vertrieben, aber sie gewannen um so mehr Anhänger unter den Nothhäuten, und insbesondere gelang es ihnen, einen nicht unbeträchtlichen Theil der großen

Nation der Guaranés, d. i. der Bewohner von Guayra zu bekehren und sich zu befreunden. Vor der spanischen Eroberung nämlich war der Stamm der Tubinambas-Indianer bei weitem der gewaltigste in Paraguay und eben diesem Stamme, der sich durch eine besondere Wildheit auszeichnete, sind die Grausamkeiten zuzuschreiben, welche so vielfach gegen die eindringenden Weißen begangen wurden. Sie, die Tubinambas, schlachteten ihre Gefangenen; sie achteten Menschenfleisch für die köstlichste Speise unter der Sonne; sie wehrten sich bis auf's Blut vor dem Gotte der Christen! Weil sie nun aber nach jahrelangen Kämpfen einsehen lernten, daß die Waffen der Weißen ihnen überlegen seien, faßten sie den kühnen Entschluß, ihrem Vaterlande den Rücken zu bieten, und, diesen Entschluß sofort ausführend, zogen sie sich weit zurück in die Wildnisse des Urwalds bis zu dem breiten Thal des Marannon oder Amazonenstroms hin, bis wohin die Blafzgesichter — so hofften sie — nicht vorzubringen wagen würden. Die weiten Ebenen des Paraguay, Parana und Uruguay blieben also von jetzt an den andern Stämmen überlassen, welche bisher in einer Art Abhängigkeit von den Tubinambas gestanden hatten, und als solche werden genannt die Apiakas und Cahahivas, die Calchaquis und Lulles, die Frontones und Dmacugukas, sowie vor allen die Guaranés, welche zahlreicher waren, als die übrigen fast alle zusammen. Die letztere Thatsache schon mußte die Aufmerksamkeit der jesuitischen Missionäre auf sie wenden; noch mehr aber die weitere Thatsache, daß sie den wenigst wilden Charakter von allen in Paraguay lebenden Nothhäuten hatten. Im Gegentheil konnte man ihnen eine Art von Civilisation nicht absprechen, denn sie lebten, von erblichen Kaziken oder Clanhäuptern regiert, in Dörfern zusammen und nährten sich fast durchaus von dem Korn oder Mais, das sie pflanzten, während die übrigen Stämme nomadirend umherstreiften und die Jagd allein für die eines Mannes würdige Beschäftigung erachteten. Dagegen lastete auf ihnen auch der Vorwurf des Abmangels an kriegerischem Geiste, sowie des Abmangels an Energie, und sie unterwarfen sich daher, obwohl in ihrem Innersten vom tiefsten Haß erfüllt, allüberall in den spanischen Commanden gesüßig den Befehlen der Weißen, die sie wie Lastthiere behandelten.

Natürlich übrigens war die Zahl derjenigen, welche auf den spanischen Domänen lebten, eine sehr geringe gegenüber von der großen Masse derer, die jene großen Distrikte des Binnenslandes bewohnten, von welchen ich schon weiter oben bemerkt habe, daß sie den Spaniern noch ganz unbekannt geblieben seien, und man darf also mit Sicherheit behaupten, daß wohl neun Zehntheile der Guaranés das Joch der Unterdrückung noch nicht fühlten; die Angst aber, sich dieses Joch bald auferlegt zu sehen, erfüllte sie bereits jetzt und darum nahmen sie auch die Predigt der Jesuiten gegen die spanische Tyrannei mit so großem Wohlgefallen auf.

So stand es um die Guaranés in Paraguay zu der Zeit, als die Jesuiten den Entschluß faßten, ein eigenes Reich daselbst zu errichten, und es wird nun Niemanden mehr verwundern, warum es ihnen so leicht gelang, dem Christenthum dorten Eingang zu verschaffen. So wie sie aber so weit waren, gingen sie daran: in den Distrikten, in welche die Spanier bis jetzt noch nicht gedrungen waren, die bis dato in kleinen Dörfern zerstreut lebenden Einwohner in größere Gemeinden zu vereinigen, welche sie Bourgaden oder Reduktionen, d. h. zum christlichen Glauben „reducirte“ Gemeinden nannten, und gaben dann jeder Reduktion zwei geistliche Hirten, den Einen, der immer ein längst bewährtes Ordensmitglied sein mußte, unter dem Titel eines Pfarrers und Seelsorgers, den Andern, meist einen jüngeren, eben erst aus Europa angekommenen Genossen, unter dem Titel eines Vikars. Diese Einrichtung war, wie wir gleich sehen werden, die Grundlage ihrer christlichen Republik oder wenn man lieber will, ihres theokratischen Staates, und dieselbe hatte ein solch unschuldiges Aussehen, daß ihnen dabei — wenigstens im Anfang — weder von Seiten der Spanier, noch von Seiten der Guaranés bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Den Indianern nämlich sagten die Söhne Loyola's, daß verschiedene kleine Gemeinden, die auf vielen Meilen zerstreut liegen, ganz unfähig seien, sich gegen etwaige Angriffe der Spanier zu vertheidigen; wenn sie dagegen in eine Bourgade von acht bis zehntausend Köpfen zu-

sammenzögen, so könnten sie sich der erobersüchtigen weißen Abenteurer mit Leichtigkeit erwehren, und dieß leuchtete natürlich dem Verstand der Nothhäute vollkommen ein. Eben so wenig hatten sie gegen die „geistlichen Hirten“ etwas einzuwenden, denn man ließ ihnen ihre bisherigen Kaziken und Oberen unter dem Titel von Corregidoren oder Alcalden und gab dem Seelsorger nur das Obergewaltrecht. Zu deutsch: die Indianer durften sich ihre weltliche Obrigkeit wie früher selbst wählen und die Jesuiten knüpften bloß die Bedingung daran, daß diese Obrigkeit bei allen Strafen, die sie verhängte, so wie überhaupt bei allen wichtigeren Entscheidungen zuvor die Genehmigung der geistlichen Hirten einzuholen hätte. War das zu viel verlangt? Ach, die guten Patres handelten ja so überaus liebevoll und väterlich und somit mußte man ihnen auch das Recht eines Vaters gegenüber von seinen Kindern einräumen! Nicht minder „gründlich“ stellten die Herren Jesuiten die Sache dem Könige von Spanien, ihrem großen Beschützer und Freund, Philipp III., dar, d. h. sie erklärten in mehreren weitläufigen Eingaben an ihn und seinen hohen Rath für Indien, daß das Haupthinderniß einer schnelleren und nachhaltigeren Ausbreitung des Christenthums in Paraguay und am La-Plata nur allein in den dahin gekommenen Spaniern liege, denn dieselben seien fast ohne Unterschied solch hochmüthige, habgierige, grausame, gotteslästerliche und grundlos lieberliche Menschen, daß die Eingebornen dieser schlimmen Christen wegen einen Abscheu vor dem Christenthum selbst bekommen müßten. Ueberdem würden die Indianer von den königlichen Statthaltern und Beamten auf die schändlichste Weise mißhandelt und es sei dadurch ein grimmer Haß unter ihnen gegen alles, was spanisch heiße, erwacht. Demgemäß müsse man diese armen Menschen, wenn man hoffen wolle, sie in den Schooß der Kirche zu bringen, ebensowohl vor der Tyrannei der Statthalter, als vor dem bösen Beispiel der Spanier bewahren und dieses beides sei nur dadurch möglich, wenn man ihnen, den Jesuiten erlaube, den längst gehegten Plan der Errichtung einer christlichen Republik in Paraguay durchzuführen. „In dieser christlichen Republik nämlich dürfe kein weltlicher spanischer Statthalter angestellt werden, sondern die Indianer sollten

vielmehr darinnen unter ihrer, der Jesuiten, alleiniger Aufsicht ein ruhiges, einträchtiges und nach Art der ersten Christen gemeinschaftliches Leben führen, so daß ein wahrhaft paradiesischer Unschuldszustand hergestellt würde; der Macht des Königs selbst aber vermöchte dadurch kein Schaden zu erwachsen, denn die sämtlichen Mitglieder der christlichen Republik hätten ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen und jede erwachsene Mannsperson müßte ihm einen Thaler Tribut per Jahr bezahlen.“ Das war der grundehrliche Vorschlag, den die Jesuiten dem Könige Philipp III. machten, und da sie damals noch fast allmächtig am spanischen Hofe waren, so wurde selbiger Vorschlag nicht nur anno 1609 von jenem Könige wirklich genehmigt, sondern auch später anno 1649 und 1663 unter Philipp IV. in allen seinen Theilen bestätigt, trotzdem ein kluger Staatsmann mit Leichtigkeit hätte ermessen können, wie die Könige Spaniens dadurch zu bloßen Scheinregenten in der christlichen Republik Paraguay herabgewürdigt würden. Allein die Räte und Minister am allerkatholischsten Hofe der Welt waren damals wie mit Blindheit geschlagen und erst ein gutes Jahrhundert später sollte ihnen der Deckel von den Augen springen.

Die erste Reduktion, die noch vor 1609 gegründet wurde, erhielt den heiligen Namen Loretto und entstand am Einfluß des Pirape in den Parana durch die Bemühungen der beiden Patres Maceta und Cataldino, welche etwa sechzig kleine dort befindliche guaranische Dörfschen in eine einzige große Commune zusammenschmolzen. Auf Loretto folgte zunächst die Bourgade St. Ignatius und auf diese wieder eine dritte und vierte, bis endlich nach Verfluß von kaum zwei Jahrzehnten ihre Zahl auf dreißig mit je neun- bis zehntausend Einwohnern stieg. Die innere Einrichtung war in allen dieselbe, d. h. sie wurden von einem Jesuitenpater, dem ein Vikar zur Beihülfe und zugleich auch zur Auspionirung zur Seite stand, regiert und dieser Pater stand dann wieder unter dem Superior, welcher über eine Diöcese von fünf bis sechs Kirchspielen gesetzt war; die Aufsichtigung und Lenkung der Diöcesen aber lag dem in Assumption residirenden Provinzial ob, welcher seine Befehle unmittelbar von dem General in Rom erhielt. Man sieht

hieraus, daß die Jesuiten keineswegs planlos zu Werke gingen, sondern daß sie vielmehr ihre christliche Republik so gut oder besser organisiert hatten, als es irgend ein weltlicher Monarch zu thun im Stande war. Auch kamen die Indianer bei dieser Regierungsweise, so weit man aus dem ersten Anblick schließen konnte, durchaus nicht schlecht weg, denn sie wurden mit aller Sorgfalt zu guten Bürgern herangezogen und vor Allem daran gewöhnt, eine regelmäßige Beschäftigung zu ergreifen. „Müßiggang ist aller Laster Ursprung,“ dachten die Jesuitenpatres und diesen Grundsatz wandten sie auf ihre sämtlichen Unterthanen an, dieselben mochten einem Alter oder Geschlecht angehören, welchem sie wollten; doch nahm man Rücksicht auf Körperconstitution, sowie beinahe immer auch auf Neigung und Talent. Ackerbau und Viehzucht standen natürlich oben an und die meisten erwachsenen Männer wurden daher auf dem Felde beschäftigt, wobei ihnen die älteren Knaben an die Hand zu gehen hatten; den Weibern und Mädchen dagegen gab man eine bestimmte Portion Flachs oder Baumwolle und diese mußten sie in einer bestimmt vorgeschriebenen Zeit gesponnen haben. Uebrigens auch die Gewerbe nebst den Künsten wurden nicht vernachlässigt und eine jesuitische Chronik berichtet darüber wörtlich Folgendes: „In den Gewerken kommen wir täglich weiter und unsere Völker werden uns immer nützlicher. Nachdem wir ihnen das Ziegel- und Kalkbrennen gelehrt haben, bauen wir die prächtigsten Kirchen und Häuser und unsere Schreiner und Glaser wissen sie sehr zierlich von innen auszuschnücken. Andere spinnen das feinste Garn und weben dann prächtige Tücher und Decken daraus. Wieder Andere verfertigen Hüte oder beschäftigen sich mit dem Schuhwerk und was dergleichen mehr ist. Selbst in dem Klöppeln der Spitzen sind sie erfahren, und wenn wir eine recht schöne und breite zu einer priesterlichen Alben haben wollen, so verfertigen sie die Frauen nach einem gegebenen Muster mit einer solchen Geschicklichkeit, daß man keinen Unterschied zwischen Original und Nachahmung gewahr wird. Ein Mann machte vor Kurzem eine Orgel nach dem Muster einer europäischen, und zwar so vollkommen, daß ich wirklich staunte. Ein Anderer hat das Missale nach der schönen Antorfer Ausgabe dergestalt genau

abgeschrieben, daß man die Abschrift ebenfalls für ein gedrucktes Exemplar halten sollte. Sie verfertigen Trompeten und alle musikalischen Instrumente, sie machen die vollkommensten Wand- und Sackuhren und sie malen unverbesserlich schöne Stücke. Mit einem Wort, sie machen alles nach, was wir nur wollen und zeigen sich also als eben so gelehrig wie fleißig, sobald wir sie nur gehörig zur Arbeit anhalten.“*) Diesem allem nach läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß die Indianer unter der Jesuitenherrschaft zu wirklich nutzbaren und nützlichen Menschen auferzogen wurden, und für diese ihre Leistungen kann man der Gesellschaft Jesu seine Bewunderung nicht versagen; allein nun kommt auch die Schattenseite und diese überwiegt wohl die Lichtseite um ein Bedeutendes. In geistiger Beziehung nämlich erhielt man die Indianer auf der Stufe der tiefsten Unwissenheit und ihre ganze Religion bestand in einem krasen Wunderglauben, wobei sich die Jesuiten als die Orakel Gottes hinstellten. Dieser Gott selbst war aber nur für die weißen Patres da, welche eine Klasse von höheren Wesen bildeten, und die Guaranés wurden daher bei schwerer Pön angehalten, den genannten „höheren Wesen“ das heißt den Jesuiten stets mit der allertiefsten Ehrfurcht zu begegnen. Ja mit solcher Ehrfurcht, daß man deren Befehle nur auf den Knien empfangen durfte und es schon für einen hohen Gewinn halten mußte, den Armel oder den Nacksaum der heiligen Väter zu küssen! Aus solcher geistigen Kindschaft sollten sich die Guaranés nie emancipiren, und das Hauptmittel, sie darin zu erhalten, war die Furcht und die Einschüchterung. Deshalb schmückte man auch jede Kirche mit Heiligenbildern der sonderbarsten Art aus, nämlich mit Statuen von wahrhaft riesigen Dimensionen mit furchtbaren Mienen und drohenden Geberden, mit Statuen, deren bewegliche Glieder und rollende Augen die armen Indianer mit wahrer Todesangst erfüllten, und einen solchen aberwitzigen Glauben nannte man dann Christenthum! Wie nun aber die Freiheit des Geistes auf alle Weise niedergehalten wurde, ebenso auch die politische und sociale Freiheit. Kein Einziger der jesuitischen Unterthanen durfte daran denken, sich

*) Solches alles steht wörtlich zu lesen in des Franz Xaver de Charlevoix Geschichte von Paraguay. Theil II. Vorrede pag. 3, 4.

durch sein Talent, seinen Fleiß, seine Energie auf eine höhere sociale Stufe, als seine Standesgenossen, zu erheben, sondern er blieb ein Werkzeug in den Händen der Patres, die ihn nach ihrem Belieben leiteten, ihm nach ihrem Belieben diese oder jene Beschäftigung anwiesen. Eben darum gab's in der guaranischen Republik auch kein Eigenthum, selbst nicht das geringste, obwohl deshalb doch keineswegs ein wirklicher und wahrer Communismus eingeführt wurde. Vielmehr mußten alle Erzeugnisse des Ackerbaus und der Industrie in die jesuitischen Lagerhäuser abgeliefert werden und dagegen gab man den Indianern täglich so viel, als sie zum nothdürftigsten Unterhalt bedurften. Man darf also mit Recht sagen, daß die armen Unterthanen der Jesuiten nichts anderes waren als Sklaven und zwar Sklaven im vollsten Sinne des Wortes; allein diese Sklaverei wurde so ungemein in Zucker eingewickelt und mit solcher väterlichen Milde ausgeübt, daß die Guaranés in ihrer Kindlichkeit gar nichts Besseres wünschten. Gab's doch fast jeden Abend einen fröhlichen Tanz, zu welchem eine in der Musik wohl unterrichtete Bande von Eingeborenen aufspielte, und wurden doch selbst die schwereren Arbeiten im Feld stets durch ermunternde Melodien einiger mitgenommenen Trompeter und Pfeifer erleichtert, während an Sonn- und Feiertagen ohnehin sowohl in den Kirchen als außerhalb derselben die fröhlichsten Tänze und Schauspiele an der Tagesordnung waren!*) An Lustbarkeiten ließ man es also nicht fehlen, nur waren diese Lustbarkeiten immer darauf

*) Der Jesuitenpater Charlevoix berichtet über diesen Gegenstand wörtlich so: „Es ist in Spanien ein alter Brauch, daß an Festtagen Tänze durch Kinder aufgeführt werden. Diesen löblichen Brauch haben auch die Missionäre angenommen und ihn zu Belehrung der Heiden in ihren Kirchen eingeführt. Wozu ich denn auch vier und zwanzig der Geschicktesten auf's Beste abrichtete und an solchen Tagen dergestalt brauchte, daß es zu allgemeiner Freude und großer Erbauung gereichte. Bald machten sie die künstlichsten Tänze, bald spielten sie Witterspiele, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Bald tanzten sie auf sechs Ellen hohen Stelzen, bald auf dem Seil; oder räumten mit Lanzen nach den Ringlein. Ein ander Mal ließ ich sie kleine Komödien vorstellen, welches alles sie, obwohl nach meiner vielen Mühe, in ihre dicken Köpfe brachten und auf's zierlichste vorstellten.“ — Ein anderer Bericht aus einer Reduktion äußert sich folgendermaßen: „Darauf (nach der Visitation der Schule nämlich) gehe ich zu denen Musiquanten und höre ihren Gesang; jetzt die Discantisten, deren ich achte, der Altisten, deren ich sechs, der Tenoristen ohne Zahl, der Bassisten aber sechs habe. Nachdem blasen vier Trompeter, acht Schallmeien und vier Cornetisten auch ihre Lektion. Darauf intruire ich die Harffisten, deren sechs, die Organisten, deren vier, die Fiorbisten, deren einer ist. Einen andern Tag nehme ich die Tänzer zur Hand, und lehre sie solche Tänze, wie wir in den Komödien haben. Es ist hier höchst von nöthen, die Ungläubigen mit dergleichen Sachen einzunehmen und mit denen äußerlichen Kirchengedrängen ihnen eine

berechnet, die Indianer im Zustand der Kindheit zu belassen und sie nie zu denkenden Menschen heranwachsen zu lassen. Eben aus diesem Grunde sorgte man auch mit dem emsigsten Fleiß dafür, daß nie ein Europäer seinen Fuß in eine der jesuitischen Reduktionen setze, denn was wäre mehr zu fürchten gewesen, als die ansteckende Aufklärung, die von solchen Fremden ausgehen konnte? Insbesondere verweigerte man den Spaniern den Eintritt in das jesuitische Gebiet und ermunterte die Indianer sogar dazu, gegen derartige Besucher gewaltthätig einzuschreiten, d. h. sie mit den Waffen in der Hand aus dem Gebiet fortzujagen. Auch gehorchten die Guaranes solchen Aufforderungen mit aller Bereitwilligkeit, weil ihnen die Jesuiten den Glauben beibrachten, die Spanier kämen nur, um ihre Ländereien in Besitz zu nehmen und sie zu denselben Frohndiensten zu zwingen, an denen so viel Tausende ihrer Brüder in den Commanden wegen Ueberarbeitung schon zu Grunde gegangen seien. Damit aber den Guaranes selbst die Möglichkeit einer Annäherung an einen Fremden genommen würde, lehrte man in den Schulen nur allein die guaranische Sprache und schnitt so jede Verständigung mit Andersrebenden schon im Keime ab. Ja schließlich gingen die Jesuiten sogar so weit, in jeder Reduktion oder Bourgade ein bewaffnetes Corps — Reiterei wie Fußvolk — zu errichten und mittelst dieser wohlbewaffneten, vorzüglich einexerzirten und selbst mit Artillerie versehenen Schaaren konnte man leicht über jeden Versuch von Fremden, die Grenzen der Christlichen Republik zu überschreiten, selbst wenn er von einem größeren Trupp ausging, Herr werden.

Auf diese Art constituirten die Jesuiten ihre Christliche Republik in Paraguay und sie wußten dieß ihr ureigenes Königreich bald weit über die Grenzen der Provinz Guayra auszudehnen, so daß es in Kurzem alle Ländereien rechts und links vom Paraguay bis nach Brasilien hin umfaßte; nach

innerliche Neigung zur christlichen Religion einzudruden, wegen wir alle Festtage nach der Vesper und vor dem Hochamte etliche Wüblein schön ankleiden, daß sie alsdann in der Kirche, allwo die ganze Gemeinde versammelt ist, besagte Tänze anstellen. Diese halten wir auch in den officiellen Processionibus, allwo vor dem Venerabile nicht anders, als vor Zeiten David vor der Bundeslade, Cithäre zu tanzen pflegen." Siehe Charlevoix Bd. II. pag. 7. 8. 21. Vorrede.

Europa aber drang von diesem ihrem ungeheuren Besizthum, weil sie es nach allen Seiten hin fest verschlossen hielten, fast anderthalb Jahrhunderte lang entweder gar keine oder nur eine unsichere Kunde, und selbst am Hof zu Madrid wußte man nichts Näheres darüber zu sagen, obwohl der König von Spanien „nominell“ als Oberherr von Paraguay galt. Ich sage „nominell“, denn nie seit 1609 bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts übte er irgend eine Autorität in jener Republik aus, und selbst das Kopfgeld, das die Jesuiten kontraktlich alle Jahre an die spanischen Könige zu bezahlen hatten, floß so spärlich, daß man hätte glauben können, dieselben besäßen der Unterthanen keine dreißig oder vierzig Tausend, während es doch deren mindestens zehnmal so viel waren. Doch eben diese übergroße Gewalt, welche der Orden Jesu im südlichen Amerika erlangte; eben dieses unumschränkte Königthum, das den General der Jesuiten in Rom den mächtigsten Monarchen der Welt gleichstellte, sollte die Hauptursache des Sturzes der gefürchteten Gesellschaft werden und wie dieß so kam, das mag der Leser aus dem vierten, fünften und sechsten Buche dieses Werkes erfahren.

So viel von den jesuitischen Missionen in fernen Welttheilen oder besser gesagt von dem Riesenmäßigen des Wachsthumß der Gesellschaft Jesu in Asien, Afrika und Amerika!